Staatl Bibliothek
Regensburg

Phil 155

Der Kern
Wahrer und nützlicher
Welt-Weißheit,
Ehedessen von XENOPHON
In
Beschreibung
Der
Merckwürdigen Dinge
Des
SOCRATES
Vorgestellet,
Und aus dem Frantzösischen
Des Herrn CHARPENTIER
Ins Teutsche übersetzt
Von
Christian Thomas, JCto.
Die Zweyte Auflage.

HALLE,
Druckts und verlegts Christoph Salfelds, Königl. Preußis. privilegirten Regirungs-Buchdr. nachgelassene Wittwe, 1720.

Dem
Hoch-Wohlgebohrnen

Herrn Wilhelm Heinrich von Freyberg,

Auf Mehlau, Elsdorff und Köthen,

Hoch-Fürstlichen Anhaltischen
Geheimbden- und Gesamt-Rathe,
auch
Landes-Hauptmann zu Dessau,

Meinem Höchst-geehrten
Herrn.

Staat[...] Regensbur[...]

Hoch-Wohlgebohrner
Höchstgeehrter
HERR
Landes-Hauptmann.

UNser Hoch-Wohlgebohrner Herr von Seckendorff ist gestorben/ und sein Tod hat mich dergestalt wehmüthig gemacht/ daß Eure Excellenz mir vergeben werden/ wenn gegen Dieselbe ich mein betrübtes Hertz in etwas auszuschütten/ und meinen Schmertz dadurch zu erleichtern trachte. Seine

Verdienste sind Eurer Excellenz wohl bekant/ weil sie Welt-kündig sind/ und ausser dem gesamten Teutschland ein grosser Theil von Europa seinen Tod betrauret/ auch Zweifels ohne den Verlust/ den die gelehrte Welt dadurch erlitten/ die gelehrte Gesellschafft zu Leipzig mit geschicktern Worten öffentlich beklagen wird/ jemehr derselbige dero berühmten Actis beygetragen. Ich meines wenigen Orts/ wiewohl ich dieses vortrefflichen Mannes Tugenden jederzeit mit gebührender Hochachtung verehret/ habe doch niemahlen rechtschaffen Gelegenheit finden können/ in genauere Bekantschafft mit ihme zu gerathen/ theils wegen anderer Ursachen/ theils/ weil ich wohl gewust/ daß eine gewisse Person/ die mir in denen vergangenen Zeiten viel Drangsalen/ wiewohl heimlich/ aber auch desto gefährlicher/ zu erweisen getrachtet/ dieses edle Gemüthe durch falsches Angeben/ schon

für vielen Jahren wider mich zu præoccupiren sich höchst beflissen. Solcher gestalt habe ich GOtt walten lassen/ der auch für etlicher Zeit dem Hochseel. Herrn von Seckendorff den Betrug falsch-geschminckter Heuchel-Freundschafft und zugleich in etwas meine Unschuld zu erkennen gegeben. Ich vermeinte dannenhero ein grosses Antheil meiner zeitlichen Glückseligkeit erlanget zu haben/ als ohngefähr für Jahres-Frist ich dem Hochseel. Mann allhier in Halle das erste mahl aufgewartet/ und sattsam spüren konte/ daß durch meine Aufrichtigkeit sein liebreiches Hertz ich guten Theils gewonnen hatte. Ich freuete mich von Hertzen/ daß auf Unsers Groß Mächtigsten Chur-Fürsten gnädigsten Befehl Er seinen Sitz hier nehmen würde/ und zehlete bald alle Tage/ seiner uns so hoch nützlichen/ und deshalben so sehr verlangeten Ankunfft. Er gelangete für wenig

Wochen bey uns an/ und wiewohl Ihn die wichtigen Geschäffte/ die er in der kurtzen Zeit seines Hierseyns zum Nutz des gemeinen Besten verrichtet/ Ihm wenig Zeit übrig liesse/ von denen/ so sich unter seinen Schutz begeben wolten/ vielfältige Visiten anzunehmen/ so bedünckt ich mich doch deswegen für andern glücklich zu seyn/ daß Er mir allezeit einen freyen Zutritt/ auch bey seinem Tod-Bette/ (da Er wegen seiner Schmertzen sonst fast niemand für sich ließ) verstattete/ daß er allemahl vielfältige Proben seiner unschätzbaren Liebe mir erwiese/ und daß Er mich einer solchen Vertraulichkeit/ mit welcher ein geehrtester Vater seinem ihn aufrichtig liebenden Sohne zu begegnen pfleget/ mich würdigte. Ich gedachte derowegen mit dieser erlangten unvergleichlichen Beute zu wuchern/ und vergnügte mich/ daß ich die æstim dieses grossen Mannes dem Haß aller meiner Verfolger würde entgegen setzen können/ zu-

mahln mir wohl bewust war/ daß seine weltbekandte Redlichkeit/ und der unverwelckliche Ruhm/ den er nebst seinen Tugenden durch die Verfertigung der Historie unsers Lutherthums sich erworben/ das übel gegründete Ansehen/ und die von menschlicher Gewalt gestützte autorität weit/ weit überträfe. Aber wie eitel sind doch alle Gedancken der Menschen/ wenn sie gleich auch noch einen so ehrlichen Zweck zum Vorsatz haben! GOtt hat mir die theure Liebe des Hochseel. Mannes gleichsam nur einen Augenblick gezeiget/ und giebet mir durch die so frühzeitige Beraubung derselben eine scharffe Lection, derer Erlernung meiner Schwachheit sehr bitter eingehet: daß ein Christ sich auf keinen/ auch so gar auf keinen tugendhaften Menschen verlassen soll. Und ich würde gewißlich dieselbige noch weniger begreiffen/ wenn die Göttliche Allmacht nicht allbereit durch vielfältige Proben mir gezeiget hätte/ daß sie

alleine noch ferner / mit mächtiger Hand mich beschützen wolle / wie sie mich dann bis hieher von vielen mir gelegten Fallstricken / denen ich durch menschlichen Witz unmöglich sonst hätte entgehen können / gnädiglich befreyet; und daß sie noch allezeit vermögend und willens sey / mir die Freundschafft tugendhafter Männer / derer ich zum Trost in meiner Schwachheit benöthiget / ohne meinen Beytrag zu erwerben.

Unter denenselben setze Eure Excellenz ich billig mit oben an / als welche bisher bey so vielfältiger Gelegenheit mir und meinem gantzen Hause so nachdrückliche Zeichen einer mehr als Väterlichen Hulde erwiesen / daß ich höchst undanckbar seyn würde / wenn ich selbige nicht öffentlich preisen / und der Göttlichen Güte dafür nicht hertzlich dancken solte. Eure Excellenz haben mit Dero von mir unverdienten Vertraulichkeit sich gegen mich bishero so sehr geneiget /

daß,

daß / obschon dieselbige durch GOttes Gnade das 70. Jahr albereit zurück geleget / ich aber das 40. noch nicht betreten / ich dennoch in Dero höchst angenehmen tugendhaften Gesellschafft mehr Vergnügen finde / als bey Leuten meines Alters / und für meinen besten Zeitvertreib zu achten pflege / Eure Excellenz auf Dero Landgute des Jahres mehr als einmahl / und so offt es meine ordentliche wenige Geschäffte zulassen wollen / gehorsamst aufzuwarten; Zumahln ich in der wehrtesten Person Ew. Excellenz einen solchen Mann angetroffen / dem GOtt die bey diesen verderbten Zeiten rare Erkäntniß des überall im schwange gehenden heydnischen Christenthums in nicht geringer Masse mitgetheilet / auch nicht zweifele / es werde die Göttliche Güte noch ferner über Derselben / Dero Hochgeliebten tugendhaften Gemahlin / und Dero gesamten Hoch-Adel. Hause dieses instehende und viel folgende Jahre

 gnädig-

gnädiglich walten/ und Jhnen an geistlichen und zeitlichen Gütern einen Seegen über den andern mittheilen/ als welches ich von Hertzen wünsche.

Bey dieser Bewandniß versichere ich mich auch gewiß/ es werde Ew. Excellenz auch die wohlgemeinte Zuschrifft gegenwärtigen geringen Büchleins gnädig auf- und annehmen/ und sich dabey versichern/ daß ich allezeit seyn werde

Ew. Hoch-Wohlgebohrnen
Excellenz

Halle den 29. Decembr.
1692.

unterthäniger
gehorsamster

Christian Thomas.

Der Denckwürdigen Dinge Von SOCRATES Erstes Buch.

Das I. Capitel.

Widerlegung der vornehmsten Beschuldigungen des Socrates.

Ich habe mich oft höchst verwundert, wie die Ankläger des Socrates das Volck zu Athen haben bereden können, daß er den Tod verschuldet hätte. Denn siehe! Das sind die Worte der Peinlichen Anklage wider ihn: **Socrates ist ein Ubelthäter/ weil er die Götter nicht verehret/ die von der** Republic **angebetet werden; Weil er neue Gottheiten einführet/ und**

und weil er die Jugend verderbet. Aber auf was für einen Beweiß haben sie sich wohl gegründet zu behaupten, daß er die Götter der Republic nicht verehrete, weil man ofte gewahr worden, daß er in seinem Hause und in denen Tempeln geopffert, und weil man keine Ursache zu zweifeln gehabt, daß er sich der Wahrsager-Kunst bedienet, in Ansehen er sich öffentlich rühmete, daß ihm eine gewisse Gottheit Rathschläge eingäbe? Und dieses hat meines Behalts Anlaß gegeben, wieder ihn zu sagen, daß er neue Gottheiten einführen wolte. Alleine er hat nichts neues mehr eingeführet, als die andern, die, indem sie auf die Wahrsager-Kunst trauen und den Vogel-Flug beobachten, oder die Eingeweyde der Opffer zu rathe ziehen, oder auch die unversehensten Worte und Zufälle beobachten, deshalben nicht gläuben, daß diese Vögel oder diese Personen, die sie ungefähr antreffen, ihre künftige Begebenheiten wissen, sondern daß die Götter sich dieser Mittel bedienen, ihnen davon Nachricht zu ertheilen. Gleicher Meynung nun war Socrates, da hingegen sich das gemeine Volck einbildet, daß warhaftig die Vögel und die Dinge, so ihnen vorkommen, das jenige wären, welches sie zu dem, was ihnen nützlich ist, antriebe, oder von dem, was ihnen Schaden könne, abhalte. Was ihn betraffe, gestande er frey, daß ein Geist (Dæmon) ihm guten Rath mittheilete; und öfters erinnerte er seine Freunde dessen, was sie thun oder lassen solten, nachdem er deswegen von seinem Geist hatte Nachricht erhalten, und diese, die ihm gefolgt haben, haben sich sehr wohl

dabey

dabey befunden, an statt daß es die andern, die seine Warnung in Wind geschlagen, sehr gereuet. Nun wird mir jedermann zugeben müssen, daß sich Socrates wohl in acht nehmen müssen, damit er nicht von seinen Freunden für einen Lügner oder Fantasten gehalten würde. Nichts desto weniger würde er sich davor nicht haben hüten können, wenn sich dasjenige, das er vorgab, daß es ihm wäre offenbahret worden, nicht hernachmahls in der That warhaftig befunden hätte. Dannenhero ist es offenbahr, daß er niemahln von zukünftigen Dingen würde geredet haben, wenn er nicht geglaubet hätte, daß er die Warheit sagte. Aber wie wird er haben glauben können, die Warheit zu reden, wenn er nicht geglaubet hätte, daß er von den Göttern deswegen sey gewarnet worden, denen alleine in der Wissenschaft zukünftiger Dinge man sich vertrauen soll? Und wenn er glaubte, daß seine Offenbahrungen von den Göttern herrühreten, wie kan man sagen, daß er nicht an die Götter geglaubet habe?

Er riethe über dieses seinen Freunden, die unumgänglichen Dinge, so vollkommen als es möglich wäre, zu verrichten. Was aber die andern, derer Ausgang zweifelhaftig ist, anlanget; so verwiese er sie an die Oracul, daselbst zu erfahren, ob sie sich in denenselben einlassen solten. Und er sagte, daß die, so ihre Haußhaltungen und gantze Städte glücklich regieren wolten, der Wahrsagerey höchst benöthigt wären. Denn er bekennete zwar, daß ein jeder seine Lebens-Art erwehlen, und sich durch seinen eige-

eigenen Fleiß darinnen vortrefflich machen könte, es mögte nun dieselbe in der Baukunst, oder den Ackerbau, in der Politic oder in der Haußhaltungs-Kunst, in Geldrechnungen oder im Kriege bestehen; alleine daß sich die Götter das vornehmste in allen diesen Dingen vorbehalten hätten, ohne daß die Menschen etwas davon verstünden. Und solcher gestalt wisse derjenige nicht, der einen schönen Baum-Garten anrichtete, wer die Früchte desselben geniessen würde; und ein anderer, der ein Hauß bauet, wer dasselbige bewohnen würde: Ein General sey nicht versichert, daß sein Vorhaben einen glücklichen Ausgang gewinnen werde: Ein Staats-Mann könne nicht zuvor sehen, ob ihme das Regiment nutzen schaffen werde. Der, so eine schöne Frau nähme, in der Hofnung, sehr glücklich mit ihr zu leben, wisse nicht, ob sie nicht vielleicht der Ursprung seines Ubels seyn werde: und der, so sich in eine mächtige Verbündniß einlasse, könne nicht gut dafür seyn, daß seine Bunds-Genossen nicht dermahleins Ursach seines Falls seyn würden. Dannenhero sagte er, würde man sehr thörigt seyn, wenn man sich einbilden wolte, daß keine Göttliche Vorsorge diese Dinge beherrschete, sondern daß sie eintzig und allein von Menschlicher Klugheit herrühreten. Er verthedigte gleicher gestalt, daß es eine grosse Thorheit sey, die Götter mit solchen Fragen zu beschweren, die wir vor uns selbst entscheiden könten, als wenn man fragen wolte, ob es besser sey, einen Fuhrmann zu nehmen, der wohl fahren kan, oder den, der darzu ungeschickt ist? Ob es besser sey, sich einem erfahr-

nen

nen Schiffmann oder einem ignoranten anzuvertrauen? Mit einem Worte: Er versicherte, daß es gottlose sey, die Oracul über Dinge zu fragen, die man selbst an denen Fingern abzehlen könte, weil man das wohl verstehen müsse, was die Götter Menschlicher Klugheit unterworffen hätten? sondern man müsse nur in denen Dingen seine Zuflucht zu den Oraculn haben, die den Menschlichen Witz übertreffen, weil die Götter gewohnet wären, dieselbigen ihren Freunden zu entdecken.

Das II. Capitel.

Von der ordentlichen Lehr-Art des Socrates.

Socrates bliebe selten zu Hause; Des Morgens gieng er auf die gewöhnlichen Spatzier-Gänge und auf die Plätze, wo man Exercitia triebe, von dar gieng er auf die öffentlichen Boersen ungefehr um die Stunde, da man sich daselbst zu versammlen pfleget. Die übrige Zeit des Tages funde er sich an denen Oertern ein, wo sich ordentlich die stärckesten Compagnien aufhielten. Daselbst discourirte er fast allezeit u. wer ihn hören wolte, konte da gar leicht dazu kommen. Unterdessen hat man ihn niemahls die geringste Gottlosigkeit weder in seinen Thun noch in seinen Reden abgemercket Gleichergestalt beflisse er sich nicht von den Geheimnissen der Natur zu handeln, noch zu untersuchen, wie dasjenige, was die Sophisten die Welt genennet haben, sey gemacht worden, oder was vor ein gewaltiger Trieb alle himmlische Dinge regiere. Im Gegentheil erwiese

wiese er die Thorheit derer, die sich auf solche Betrachtung legen, und fragte; Ob sie allbereit eine vollkommene Wissenschaft von denen Menschlichen Dingen erhalten hätten, weil sie sich unterstünden, die Göttlichen zu erforschen? oder ob sie glaubten, weise genung zu seyn, daß sie die Dinge, so angiengen, unterliessen, und sich um die, so über ihnen wären, bekümmerten? Er verwunderte sich ferner, daß diese Leute nicht sähen, daß es dem Menschen unmöglich sey, etwas von diesen Wundern zu begreiffen, weil diejenigen, die wegen ihrer Wissenschaft in denenselben am beruffensten wären, gantz wiedrige Meynung davon hegeten, und sich so wenig als rasende Leute darüber vergleichen könten. Denn gleichwie unter denen rasenden etliche sich auch für denen erschrecklichsten Zufällen nicht entsetzten, andere aber sich für Dingen, da nichts zu fürchten wäre, fürchteten; also wären etliche unter denen Philosophen, die da glaubten, daß keine Menschliche Action wäre, die man nicht auf öffentlicher Strassen verrichten könte, und daß man alle Worte frey für der gantzen Welt reden könte; Andere aber im Gegentheil glaubten, daß man alle Menschliche Gesellschaft meiden, und sich in einer stetswährenden Einsamkeit halten müste: etliche hätten die Tempel und Altare verachtet, und gelehret, daß man die Götter nicht ehren solte; Andere aber wären so abergläubisch, daß sie Holtz, Steine und unvernünftige Thiere anbeten. Was die natürliche Wissenschaft beträffe, so glaubten etliche nur ein einiges und allgemeines Wesen; andere

dere aber liessen derer unzehlige zu: Diese glaubeten, daß alle Dinge sich stetswährend bewegten, jene aber wolten, daß sich nichts bewegte: Etliche sagten, daß die Welt voller stets währenden Zeugungen und Veränderungen wäre; andere aber versicherten, daß nichts gezeuget und verändert würde. Er sagte ferner, daß er gerne von diesen Leuten wissen wolte, ob sie Hofnung hätten, dermaleinst dasjenige, was sie lehreten, ins Werck zu richten, weil alle gute Künstler ihre Kunst ausüben könten, wenn es ihnen gefiel, entweder zu ihrem eigenen oder ihrer Freunde Nutzen und Dienst: Und ob sie sich auch einbildeten, nachdem sie die natürlichen Ursachen dessen, was in der Welt geschehe, gefunden hätten, auch Wind und Regen zu machen, und das Wetter nach ihrer Bedürfniß ein zurichten, oder ob sie sich nur mit der schlechten Wissenschaft vergnügten, ohne daß sie einigen Nutzen davon verhoften? Dieses sagte er von denen, die sich auf dergleichen Studia legten. Er aber discourirte zum öftern von denen Dingen, die den Menschen angehen, und belustigte sich, von der Gottesfurcht und Gottlosigkeit, von der Erbarkeit und Unerbarkeit, von der Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, von der Weisheit und Thorheit, von der Tapfferkeit und Zaghaftigkeit, vom Staat und denen Beschaffenheiten eines Staats-Mannes, vom Regiment und denen, die sich darzu schicken, zu reden. Mit einem Wort, er hielte sich allezeit über solchen Materien auf, derer Wissenschaft jeder vernünftiger Mensch benöthiget ist, und derer

Unwissenheit niemand als denen Sclaven zustehet.

Derowegen darf man sich nicht wundern, daß die Richter des Socrates seine Meynungen von denen Dingen, über welche er sich nicht gnugsam erkläret, übel ausgeleget; aber ich verwundere mich, daß sie nicht dasjenige, was er gelehret, und für denen Augen der gantzen Welt gethan, beobachtet. Denn als er in der Raths-Bedienung war, und den ordentlichen Eyd, daß er die Gesetze genau beobachten wolte, abgeleget, ihn auch die Reihe traff, daß er Epistata wurde, hat er hertzhaftiglich dem gemeinen Volck Widerstand gethan, welches wider alle Raison begehrete, daß man die 9. Haupt-Leute, unter derer Zahl auch Erasinides und Thrasilus war, zum Tode verdammete. Er wolte durchaus in diese Ungerechtigkeit nicht einwilligen, und ließ sich hierzu weder den Grimm des gemeinen Pöbels, noch die Bedrohung der Grossen bewegen, indem er lieber den geschwornen Eyd beobachten, als in den Willen des Volcks einwilligen, und sich wider die Rache, derer die ihn bedroheten, in Sicherheit setzen wolte. Ebenmäßig sagte er, daß die Götter mehr als sich der gemeine Mann einbildete, die Menschen beschützten. Denn der Pöbel glaube zwar, daß die Götter nur etliche Dinge, andere aber nicht beobachteten; aber er sagte, daß die Götter alle unser Thun und Lassen in acht nähmen, daß sie unsere geheimeste Gedancken bemerckten, daß sie bey allen unsern Berathschlagungen gegenwärtig wären, und daß sie bey allen unsern Thaten uns Einschläge gä-

ben

ben. Derohalben verwundere ich mich, wie sich die Athenienser haben können bereden lassen, daß Socrates übele Meynungen von der Gottheit geheget, deme noch niemahln ein einiges Wort wider den denen Göttern gehörigen Respect entfahren, noch eine That, bey der man den geringsten Verdacht einiger Gottlosigkeit schöpffen können, sondern der vielmehr im Gegentheil solche Sachen gethan und geredet, die von keinem andern als einem recht frommen Gemüth herrühren können, und die fähig seyn, einem Menschen einen unverwelcklichen Ruhm der Gottesfurcht und Heiligkeit zuwege zu bringen. Was mich noch mehr verwundert, ist, daß etliche geglaubt haben, daß Socrates die Jugend verderbet; Socrates der mäßigste und der keuscheste unter allen Menschen, der gantz freudig Hitz und Frost ertruge, der sich keiner Arbeit entzoge, und der begriffen hatte so wenig zubegehren, daß er allezeit bey dem wenigen, das er hatte, sich sehr vergnügt erwiese. Wie wäre es denn möglich gewesen, daß er die Jugend in der Gottlosigkeit, Ungerechtigkeit Völlerey, Hurerey und stummen Sünden unterwiesen hätte? Es ist so wenig wahr, daß er dieses gethan haben solte, daß er vielmehr viel Leute aus diesen Lastern heraus gerissen, und ihnen die Liebe zur Tugend beygebracht, es auch ihnen so leichte gemacht, tugendhaft zu werden, wenn sie nur ein wenig Achtung auf sich selbst geben wolten. Inzwischen hat er niemahlen jemand versprochen, daß er ihn in der Tugend-Lehre unterrichten wolte, sondern gleichwie er dieselbe öffentlich lehrete, also er-

weckte er in dem Verstande derjenigen, die mit ihm umgiengen, eine Hofnung, daß sie würden tugendhaft werden, wenn sie seinem Exempel nachahmeten.

Das III. Capitel.

Von des Socrates Sorge für seinen Leib, seiner Kleidung, und seiner Geld-Liebe.

ER war nicht von denenjenigen, die sich um den Leib gar nichts bekümmern, und lobete auch dieselbigen nicht, so solches thun. Gleicher gestalt schalte er die Weise gewisser Leute, die sehr starck und überflüßig essen, und hernach gewaltsamer Leibes-Ubungen sich bedienen, aber er lobete sehr, daß man so viel ässe, bis die Natur gesättiget wäre, und hernach eine mäßige Leibes-Ubung gebrauchte, indem er glaubte, daß man sich auf solche Art besser befände, und daß dieses letztere den Geist und Verstand des Menschen mehr ermuntere. In seiner Kleidung spührete man weder Hoffarth noch Zärtligkeit; und was ich von seiner Kleidung sage, das muß man auch noch mehr von seiner übrigen Lebens-Art verstehen. Im übrigen ist niemand von seinen Freunden jemahls in seiner Gesellschaft geitzig worden, sondern er heilete sie vielmehr von dieser schändlichen Gemüths-Neigung so wohl als von allen andern, denn er nahme nichts von denen, die da begehrten mit ihm zu conferiren, und sagte, daß

daß man es so machen müste, zu zeigen, daß man ein edles und großmüthiges Hertz habe, und daß diejenigen, so was nähmen, eines liederlichen Gemüths seyn, die sich selbst verkauffen, weil sie sich eine Nothwendigkeit auf den Halß laden, diejenigen zu unterweisen, von denen sie Geld bekommen. Er verwunderte sich auch, wie ein Mensch, der andern die Tugend lehren will, Geld fordern könne; gleich als wenn er nicht glaubte, daß der gröste Gewinst, den er machen könte, darinnen bestünde, daß er einen guten Freund erwürbe, oder als ob er sich fürchtete, daß derjenige, der durch seine Hülffe tugendhaft worden, und ihn solcher gestalt wegen einer so grossen Gutthat verpflichtet wäre, ihm nicht danckbar genung seyn werde. Socrates verhielte sich gantz anders, als der sich niemahls dergleichen Dinge berühmte, und der wohl versichert war, daß alle diejenigen, die ihn höreten, und seine Lehr-Sätze annähmen, ihn stetswehrend lieben, und auch andern Liebes-Dienste erzeigen würden. Wer demnach bey dieser Bewandniß sagen will, daß ein solcher Mann die Jugend verderbe, der muß auch zugleich sagen, daß die Befleißigung der Tugend ein liederliches Leben sey.

Das IV. Capitel.

Daß Socrates die Jugend nicht angewiesen, die Gesetze zu verachten.

Alleine der Peinliche Ankläger des Socrates beschuldigte ihn ferner, daß er gelehret, die in dem gemeinen Wesen hergebrachten Ordnungen und Gesetze zu verachten, weil er vertheidiget, daß es eine

Thorheit wäre, die Obrigkeit durch das Looß zu erwehlen, in Ansehen, wenn man eines Schiffmanns oder eines Musici oder eines Baumeisters benöthiget wäre, man denselben nicht blindlings zu erkiesen pflegte, obgleich die Mängel dieser Leute nicht so viel Ubels nach sich zögen, als diejenigen, die man in Verwaltung des gemeinen Wesens begienge. Auf diese Weise nun sagte der Ankläger des Socrates, könne es nicht fehlen, daß junge Leute durch solche Lehr-Sätze sich unvermerckt angewöhneten, der Gesetze zu spotten, und tollkühne und gewaltthätig zu werden. Alleine mich dünckt, daß solche Personen, die die Klugheit erlernen, und wie sie geschickt werden mögen, dem gemeinen Wesen und ihren Mitbürgern gute Rath-Schläge zu ertheilen, gar selten zur Gewaltthätigkeit geneigt seyn, weil sie wohl wissen, daß die Gewalt sehr verhast und voller Gefahr ist, an statt daß man mit Liebe und Glimpf viel sicherer anderer Leute Gemüther gewinnet. Denn diejenigen, die man zu etwas gezwungen hat, hegen allezeit einen heimlichen Haß gegen uns, indem sie der Meynung seyn, daß man ihnen Unrecht gethan, da hingegen diejenigen, die man mit Glimpf gewinnet und zu etwas beredet, unsere Freunde bleiben, weil sie glauben, daß man ihnen einen Gefallen erwiesen. Derowegen hat man sich vor denen, die sich auf die Lehre der Klugheit legen, nicht zu befahren, daß sie werden gewaltthätig werden, aber wohl von viehischen Leuten, die grosse Macht und wenig Verstand haben. Uber dieses, sagte Socrates, daß wenn man wolte eine

Sache

Sache mit Gewalt erhalten, müsse man einen Hauffen Freunde haben, die einem beystünden, da hingegen derjenige, der die Leute mit Gelindigkeit zu was beredet, niemand mehr als seiner selbst benöthiget sey und nicht Ursache habe, seines Vorsatzes wegen Blut zu vergiessen. Denn wer ist wohl so unvernünftig, der lieber einen Menschen umbringen, als sich seiner bedienen wolte, wenn er ihn zuvorher mit Glimpf gewonnen hätte.

Das V. Capitel.

Critias und Alcibiades sind des Socrates Freunde.

DEr Ankläger des Socrates fähret fort, ihme seine übele Lehr-Art dadurch zu beweisen, weil Critias und Alcibiades, die unter seinen vertrautesten Freunden gewesen, eine sehr böse Conduite geführet, und ihrem Vaterland viel übels gethan. Denn Critias ist der allerunersättlichste und grausamste unter denen dreyßig Tyrannen, Alcibiades aber der allerliederlichste, unverschämteste und tollkühneste Athenienser gewesen. Nun will ich sie zwar nicht vertheidigen, sondern ich will nur erzehlen, auf was Art und Weise sie mit dem Socrates umgegangen sind. Es waren zwey Kerl von einem unbeschreiblichen Ehrgeitz, und welche das gemeine Wesen regieren und sich berühmt machen wolten, es mögte auch kosten was es wolte. Sie hatten gehöret, daß Socrates bey einem geringen Vermögen sehr vergnügt lebete, daß er seine Gemüths-Neigung völlig beherrschete, und daß er so geschickt

zu raisoniren wüste, daß er jederman auf seine Meynung zöge. Indem sie nun dieses erwogen, und ein solch Naturell hatten, wie wir von ihnen erwehnet, solte man wohl davor halten, daß sie die Bekandschaft des Socrates gesucht, weil sie sich in seine Lebens-Art und Mäßigkeit verliebet hatten, oder vielmehr weil sie davor hielten, daß sie in seiner Gesellschaft lernen wolten wohl zu reden, und die gemeinen Geschäfte wohl zu regieren? Ich meines Orts glaube gäntzlich, daß, wenn ihnen die Götter die Wahl gegeben hätten, entweder allezeit wie Socrates zu leben, oder geschwinde zu sterben, sie lieber würden den Tod erwehlet haben. Und dieses kan man aus ihren Thun und Lassen gar leichte abnehmen. Denn so bald als sie sich einbildeten, geschickter zu seyn als andere ihres gleichen, verliessen sie den Socrates, und legten sich eintzig und alleine auf die Staats-Händel, weil sie die Conversation des Socrates aus keiner andern Ursache als deßhalben verlanget hatten.

Vielleicht wird man mir hier einwerffen, Socrates hätte mit seinen Freunden von Dingen, die den Staat betreffen, nicht ehe sich unterreden sollen, als bis er ihnen vorher gelernet hätte, tugendhaft zu leben. Ich habe hierwieder nichts zu sagen. Alleine ich weiß, daß alle diejenigen, so andere unterweisen, solches auf zweyerley Art zu verrichten pflegen. Theils bemühen sie sich ihren Zuhörern durch ihr eigenes Exempel zu weisen, wie man die Lehre, die sie ihnen geben, ins Werck richten müssen; theils unterweisen sie durch Discourse und Reden.

Man

Man mag nun eine von diesen beyden Arten betrachten, welche man will, so hat niemahls jemand so wohl gelehret, tugendhaft zu leben, als Socrates. Denn er ist seine gantze Lebens-Zeit über ein rechtes Exemplar einer unvergleichlichen Frömmigkeit gewesen, und in seinen Discursen hat er von der Tugend und von andern Dingen, die den Menschen angehen, dergestalt geredet, daß sich männiglich darüber verwundert. So weiß ich auch sehr wohl, daß Critias und Alcibiades sehr vernünftig gelebet haben, so lange als sie bey dem Socrates gewesen, nicht so wohl, daß sie sich für ihn gefürchtet hätten, als daß sie dafür hielten, es schicke sich besser zu ihrem Vorhaben, dergestalt zu leben.

Das VI. Capitel.

Ob derjenige, so einmahl tugendhaft ist, allemahl so bleiben müsse.

Es werden zwar ihrer viel, die sich einbilden, sehr weise zu seyn, mir entgegen setzen, daß ein weiser Mann allezeit weise sey, und daß, wenn einer einmahl tugendhaft und mäßig gewesen sey, er niemahl werde leichtfertig und liederlich werden, weil, wenn man einmahl eine Vollkommenheit durch Mühe und Fleiß erhalten, dieselbige so feste in der Vernunfft einwurtzele, daß man sie nimmer wieder verlieren könne. Alleine ich bin dieser Meynung nicht beygethan. Denn gleich wie diejenigen, die ihren Leib nicht üben, zu denen Leibes-Ubungen ungeschickt sind; Also sind auch diejenigen, die ihre Seelen nicht üben, unfähig, schöne Thaten zu verrichten, und haben nicht Hertze

genung, etwas löbliches sich zu unterfangen, noch Gewalt genung über sich, sich verbothener Dinge zu enthalten. Aus diesen Ursachen verbieten die Eltern ihren Kindern, daß sie böse Gesellschafften meiden sollen, ob sie schon ihres guten Naturells versichert sind, weil sie wohl wissen, daß böse Gesellschafften gute Sitten verderben, da im Gegentheil gute Gesellschafft nichts anders, als eine lebendige Tugend-Schule ist. Dannenhero sagt ein alter Griechischer Poët: **Derjenige, mit dem wir umgehen, reizet uns, ihm nachzufolgen, und ein jeder stellet sich des andern sein Exempel als ein Gesetze für. Und also werden wir bey frommen Leuten tugendhaft, und bey schlimmen verderben wir unsern Verstand.** Und ein anderer Poete spricht: **Ein Mensche ist bald tugendhaft, bald lasterhaft.** So dünckt mir auch, daß sie dieses zu schreiben Ursache haben: Denn wenn ich betrachte, daß diejenigen, so Verse auswendig gelernet, selbige vergessen, wenn sie nicht bisweilen repetiren: Also glaube ich, daß diejenigen, die nicht mehr an die Lehren der Weltweisen gedencken, allmählich dieselben vergessen, und wenn sie einmahl solche vortreffliche Lehren ausgeschwitzt, so haben sie auch zugleich die Eindruckung von denen Dingen, die in ihrer Seelen die Liebe zur Mäßigkeit unterhielte, verlohren. Und endlich, wenn sie diese Dinge verlohren haben, so muß man sich nicht verwundern, daß sie die Mäßigkeit selbsten endlich vergessen. Ich wil noch ferner anmercken, daß diejenigen, so sich das Sauffen angewöhnen, und dem Weibes-Volck

nachzulauffen anfangen, sehr unvermögend werden, ihren eigenen Nutzen zu befördern, und sich für Schaden zu hüten. Denn ihrer viel, die sehr wohl haußgehalten, ehe sie verliebt worden, können hernach nichts mehr behalten, so bald sie sich dieser Leidenschafft unterwürffig gemacht, und werden also gezwungen, ihr Brod durch eine solche Lebens-Art zu verdienen, derer sie sich zuvorhero würden geschämet haben. Wie solte es dannenhero nicht möglich seyn, daß, der zuvorhero mäßig gewesen, mäßig zu seyn aufhören solte, und daß der, der zuvorhero gut gethan, sich nicht auf die schlimme Seite legen könte? Derowegen dünckt mir, daß alle Tugenden, absonderlich aber die Mäßigkeit, von der Ubung herrühre. Denn die Wollust und Begierde, die mit der Vernunfft in einem Leibe des Menschen eingequartiret ist, nöthiget diese unabläßig, die Mäßigkeit zu verachten, und den kürtzesten Weg, durch welchen alleine die Sinnlichkeiten vergnüget werden können, zu suchen.

Das VII. Capitel.

Auf was Weise Critias und Alcibiades verführet worden, und daß man den Socrates deßhalben nicht beschuldigen könne.

Demnach so lange Alcibiades und Critias beym Socrates waren, haben sie ihre bösen Zuneigungen, vermittelst eines solchen gewaltigen Beystandes, gar leichte dämpffen können, aber so bald als sie ihn verlassen hatten, verdarb Critias, der in Thessalien

salien gezogen war, gantz und gar in der Gesellschaft etlicher liederlicher Bursche. Und Alcibiades, als er sahe, daß ihm viel Weiber von Condition wegen seiner Schönheit nachgiengen, und nachdem er sich hatte von geschickten Schmeichlern einnehmen lassen, die ihm in Betrachtung des Ansehens, das er in der Stadt und bey den Bunds-Genossen hatte, täglich aufwarteten; mit einem Worte, als er sahe, daß ihn das gantze Volck ehrete, und niemand war, der ihm die vornehmsten Stellen streitig machte, fing er an, sich selbst nachläßig zu tractiren, und machte es nicht anders, als ein berühmter Fechter, der sich nicht mehr die Mühe nimmt zu üben, wenn er keinen Wiedersacher mehr hat, der sich unterfinge, ihme den Sieg streitig zu machen. Wenn man dannenhero alles dasjenige, was ihnen begegnet, wohl erwegen wil, wenn man betrachtet, wie sehr die Grösse ihrer Geburth, ihres Vermögens und ihres Ansehens ihren Verstand aufgeblasen; Wenn man die bösen Gesellschaften ansiehet, von denen sie angestecket worden, und so viel Gelegenheiten, die sie gehabt, liederlich zu werden; solte es wohl jemand fremde vorkommen, daß, nachdem sie so lange Zeit den Socrates verlassen, sie so unverschämt und unerträglich worden, als sie gewesen? Der Ankläger des Socrates wil ihm die Laster-Thaten, die sie begangen, zurechnen. Aber wil er denn für nichts rechnen, und warum lobet er den Socrates nicht vielmehr, daß er sie in ihrer Jugend, in welcher sie gewiß noch liederlicher und unerträglicher würden gewesen seyn, in geziemenden Schrancken gehalten? Man pflegt ja

sonst

sonst wohl in andern Dingen ein solch unvernünfftig Urtel nicht zu fällen. Denn hat man wohl jemahls gehöret, daß man einen guten Musicum, oder einen guten Harffenisten, oder jemand anders, der die Leute informiret, nachdem sie einen guten Scholaren gemacht, übel nachgeredet hätte, weil der Scholar unter der Anführung eines andern Lehrmeisters mehr verlernet, als er zuvor gewust? Wenn ein junger Kerl von einer neuen Gesellschafft liederlich gemacht wird, soll der Vater wohl deßwegen die ersten Freunde seines Sohnes, bey denen er allezeit sich ehrlich aufgeführet, beschuldigen, oder ist es nicht vielmehr wahr, daß, je mehr er erkennen wird, daß ihm diese letzte Gesellschafft schädlich gewesen sey, je mehr wird er Ursache haben, die erste zu loben. Ja die Eltern selbst, die täglich mit ihren Kindern umgehen, sind sie wohl schuldig an den Mängeln ihrer Kinder, wenn sie ihnen selbst kein böses Exempel geben? Auf solche Art hätte man von dem Socrates urtheilen sollen. Wenn er übel gelebet hätte, hätte man ihn billig für einen lasterhaften Mann halten sollen; aber da er ein tugendhaftes Leben führete, war es nicht die gröste Unbilligkeit, daß man ihm anderer Leute Bosheiten zurechnen wolte?

Das VIII. Capitel.

Socrates bestraft die Unflätigkeit des Critias, und seine Tyranney / weshalben ihme dieser allen Verdruß anzuthun beflissen ist.

Alleine

Alleine man würde den Socrates noch rechtmäßiger Weise haben beschuldigen können, wenn er das Laster gebilliget hätte, ob er es gleich selbsten nicht begangen. Aber er ist niemahls auf eine solche tadelnswürdige Thorheit gerathen, sondern er bezeugete vielmehr bey gegebener Gelegenheit das Gegentheil. Denn als er einsmahls gewahr wurde, daß Critias dem Euthydemus sehr nachginge, und sich seiner zu unflätigen und schandbaren Dingen gebrauchen wolte, bemühete er sich alsbald, ihn von seinem bösen Vorhaben abzuhalten, indem er sagte: daß es einem rechtschaffenen und ehrliebenden Menschen übel anstehe, demjenigen, von dem man hoch geachtet seyn wolle, stetswährend verdrießlich zu fallen, und nicht anders als ein Bettler, eine unehrliche Sache von ihme zu begehren. Und als er gewahr wurde, daß Critias auf diese erste Lection von seiner Bosheit nicht abstehen wolte, sagt man, daß er in Gegenwart vieler Leute und des Euthydemus selbst den Critias mit einem Schweine verglichen habe, und daß dieser so eine säuische Begierde, sich an dem Euthydemus zu reiben, blicken liesse, als immermehr ein Schwein thun möchte, wenn es sich bemühe an einen Stein zu reiben. Von dieser Zeit an ist Critias allezeit dem Socrates auffätzig gewesen, und Zeit währender Tyranney der Dreyßiger, unter denen er auch war, hat er sich, als er mit dem Caricles die Aufsicht auf die Policey hatte, dieses Schimpfs wohl erinnert, und machte, sich deshalben zu rächen, ein Gesetze, durch welches er verbothe, daß man die Vernunfft-Lehre in Athen nicht treiben sol-

te. Denn weil er dem Socrates in Person nichts vorwerffen konte, so bemühete er sich doch, ihn verhaßt zu machen, durch die gewöhnlichen Verleumdungen, durch die man insgemein gelehrte Weltweise Leute zu schwärtzen pfleget. Man hat ja niemahls gehöret, daß Socrates diese Kunst andern gewiesen habe; ja ich habe niemand finden können, der es von ihm hätte hören sagen. Alleine Critias war ihm feind, und bezeugete es genugsam. Denn nachdem die Dreyßiger sehr viel vornehme und ansehnliche Bürger hatten tödten lassen, und allerhand Gewaltthaten und Boßheiten Thür und Thore geöffnet, sagte Socrates an einem gewissen Orte, daß er sich sehr verwundern würde, wenn ein Hirte, dem die Kühe anvertrauet wären, und der durch seine übele Conduite täglich etliche davon verlöhre, und die andern verderben liesse, nicht gestehen wolte, daß er ein sehr böser Hirte sey, und daß er sich noch mehr verwundern würde, wenn ein Regente, der täglich die Anzahl seiner Bürger verringerte, und die andern lasterhaftig machte, nicht schamroth über sein übel Regiment werden, und nicht gestehen wolte, daß er ein böser Regente wäre.

Das IX. Capitel.

Des Socrates Gespräch mit dem Critias und Charicles, als man ihm verbothen, daß er mit jungen Leuten nicht discouriren solte.

Als man nun dieses dem Critias und Caricles zugetragen, schickten sie alsobald zu dem Socrates,

zeigeten ihm das Gesetz, das sie gemacht hatten, und verbothen ihm, daß er sich mit denen jungen Leuten nicht ferner unterreden solte. Socrates sagte zu ihnen, ob sie ihm wohl erlauben wolten, etliche Fragen an sie zu thun, damit er dasjenige, was er in diesem Gebot nicht verstünde, deutlich begreiffen möchte. Als man ihm nun seine Bitte gewähret, sprach er: Ich bin gantz bereit, euren Gesetzen zu gehorchen. Alleine, damit ich nicht aus Unwissenheit darwider sündige, wolte ich gerne von euch wissen, ob ihr die Vernunfft-Lehre, oder die Kunst zu raisoniren, deshalben verdammet, weil ihr davor haltet, daß man dadurch von denen vorfallenden Dingen wohl oder übel reden lernet. Denn wenn dieselbige in der Kunst bestehet, wohl und geschickt zu reden, so wird man künftig sich enthalten müssen zu reden, wie sichs gebühret. Wenn sie aber übel zu reden lehret, so ist es offenbahr, daß man sich bemühen müsse, wohl zu reden.

Charicles erzürnete sich über diese Frage, und sprach zu dem Socrates: Weil ihr euch in Sachen, die so leichte zu verstehen seyn, so unwissend anstellet, so verbiethen wir euch, mit jungen Leuten zu reden, es sey auf was Weise es wolle.

Es ist gantz gut, sagte Socrates, alleine damit ich nicht in einer steten Ungewißheit stecke, so bitte ich euch gar sehr, sagt mir doch, wie lange heissen doch die Menschen junge Leute?

So lange, sprach Charicles, als bis sie fähig seyn, daß sie Raths-Herren werden können. Mit einem Worte: Redet mit niemand, der unter 30. Jahren sey.

So

So darf ich demnach, fragte Socrates, wenn ich von einem Kauffmann, der noch nicht 30. Jahr alt ist, etwas kauffen wil, ihn nicht fragen, wie theuer er selbiges gebe?

Dieses dürfft ihr wohl thun, antwortete Charicles. Allein ich wundere mich nicht, daß ihr mich solch unnöthig Ding fraget, dieweil es euer ordentlicher Gebrauch ist, Sachen zu fragen, die ihr wohl wisset.

Socrates sagte ferner: Und wenn mich ein junger Mensch im vorbeygehen fraget: Wo wohnet Charicles, oder: Ob ich nicht wisse, wo Critias sich aufhalte? wolt ihr wohl, daß ich ihm nicht antworten soll?

Dieses ist euch auch unverbothen, antwortete Charicles.

Critias aber fiel ihm in die Rede, und sagte zum Socrates: Du must künftig die armen Handwercks-Leute in Ruhe lassen, nemlich die Schuster, die Maurer, die Schlösser, die du öffters in deinen Reden zum Exempel anführest; und ich halte davor, daß diese guten Leute sehr überdrüßig seyn, daß du sie so offte auf die Bahne bringest.

So werde ich dann auch, versetzte Socrates, diejenigen Lehren unterlassen müssen, die ich aus diesen Exempeln ziehe, und werde nicht mehr von der Gerechtigkeit, Frömmigkeit und andern Schuldigkeiten eines ehrlichen Mannes reden dürffen.

Gar recht, sprach Charicles, du solst auch derer nicht erwehnen, welche die Ochsen hüten. Denn sonst

magst du dich in acht nehmen, daß du die Deinigen nicht verlierest. (a)

Aus diesen Worten ist zu schliessen, daß dem Critias und Charicles die Rede des Socrates verdrossen, als er wieder das Regiment geredet, und sie mit einem Hirten, der seine Heerde zu Grunde gehen lässet, verglichen. Man siehet auch hieraus, wie die Gesellschafft des Critias mit dem Socrates beschaffen gewesen, und was einer von dem andern gehalten habe. Zugeschweigen, daß man von einem Manne, der uns nicht gefällt, nichts lernen kan. Wenn demnach Critias und Alcibiades von des Socrates Lehren keinen sonderlichen Nutzen gehabt, so ist dieses die Ursache, daß ihnen Socrates niemahln angestanden, denn als sie noch mit ihm umzugehen pflegten, haben sie allezeit die Gesellschafft derjenigen, die in denen Staats-Affairen verwickelt waren, gesucht. Denn sie hatten keinen andern Vorsatz, als zu regieren. Man erzehlet ein Gespräch, welches Alcibiades, da er noch nicht 20. Jahr alt war, mit seinem Vormunde, dem Pericles, der einer von den vornehmsten Leuten der Stadt war, gehalten, das Wesen der Gesetze betreffende.

Das X. Capitel.

Gespräch des Alcibiades mit dem Pericles von denen Gesetzen.

Ich

(a) Der Frantzösische Autor mercket an, daß hierdurch auf eine Athenienſische Müntze gezielet werde, auf welche das Bild eines Rindes gepräget war.

Ich wolte euch gar sehr gebeten haben, sagte Alcibiades, mir zu erklären, was doch das Gesetze sey? Denn weil ich höre, daß man die Leute lobet, die nach den Gesetzen leben, so bilde ich mir ein, daß man dieses Lob denen nicht geben könne, die nicht wissen, was das Gesetze sey.

Ich kan euch gar leichte diesen Gefallen erweisen, antwortete Pericles. Das Gesetz ist nichts anders als eine Verordnung, die das Volck in öffentlichen Versammlungen macht, welche vorschreiben, was man thun und lassen solle.

Aber sagt mir, sprach Alcibiades, befiehlet das Gesetze gutes oder böses zu thun?

Ohne Zweifel gutes.

Aber wie nennet ihr dieses, fuhr Alcibiades fort, was von einer geringen Anzahl in einem Staat, da das Volck die Oberherrschafft nicht hat, sondern da dieselbige bey diesen wenigen Personen sich befindet, geordnet und anbefohlen worden.

Ich nenne dieses auch ein Gesetze. Denn die Gesetze sind nichts anders, als die Befehle dererjenigen, die die Oberherrschafft haben.

So wird es demnach auch ein Gesetze seyn, wenn ein König etwas befiehlet?

Allerdings, antwortete Pericles.

Alleine, was heist denn nun Gewalt und Unrecht? versetzte Alcibiades; Heist es nicht dasjenige, wenn der schwächste Theil dem mächtigsten nicht aus freyer Willkühr, sondern aus blossem Zwang gehorchet?

Ich halte es dafür.

So wird dann hieraus folgen, fragte Alcibiades, daß die Gesetze eines Fürsten ohne der Einwilligung der Bürgerschafft gantz und gar ungerecht seyn werden.

Ja, ich glaube es, sagte Pericles; und also wil ich nicht, daß man den Befehlen eines Fürsten den Nahmen eines Gesetzes geben soll, wenn sie ohne der Einwilligung des Volckes gemacht sind.

Würde aber dieses auch eine Gewaltthat seyn, was die vornehmsten in einer Stadt anbefehlen, wenn der gröste Haufe des Volcks damit nicht zu frieden seyn?

Ohne Zweifel, antwortete Pericles, und überhaupt zu reden, alle Befehle, die ohne Bewilligung derer, die ihnen gehorchen sollen, geschehen, sind mehr Gewaltthaten, als Gesetze zu nennen.

So wird dannenhero auch dasjenige, was das gemeine Volck denen vornehmen Leuten zu Verdruß anordnet, eine Gewaltthat, und kein Gesetze seyn?

Deme ist also, sprach Pericles, aber wie ich in eurem Alter war, so wuste ich diese Subtilitäten auch. Denn ich übete mich so wohl darinnen, als wie ihr ietzo thut.

Wolte Gott, sagte Alcibiades, daß ich die Ehre gehabt hätte, mit euch zur selben Zeit mich zu unterreden, oder daß ihr ietzo diese Materien besser verstündet.

Und dieses war ihr Gespräche.

Im übrigen blieben Critias und Alcibiades nicht lange bey dem Socrates, sondern verliessen ihn so

bald,

bald, als sie glaubeten, daß sie vor andern ihren Mitbürgern einen Vortheil erlanget hätten; Denn weil ihnen seine Gesellschafft nicht gar angenehme war, so mißfiele ihnen auch, daß er je zuweilen ihre Mängel bestrafete: Und also mischeten sie sich alsbald in die Staats-Geschäffte, weil sie niemahln einen andern Vorsatz gehabt, als diesen. Die ordentliche Gesellschafft des Socrates waren Criton, Chærephon, Chærecrates, Simmias, Cebes, Phædon, und noch etliche andere, die insgesamt mit ihme umgingen, nicht daß sie wolten die Beredsamkeit von ihme lernen, weder in denen öffentlichen Versammlungen des Volcks, noch in denen Gerichten, sondern weil sie ehrliche Leute zu werden verlangeten, und zu wissen begehreten, wie sie mit ihren Haußgenossen, mit ihren Verwandten, und mit ihren Mit-Bürgern, umgehen solten. Alle diese Leute nun haben ein recht unschuldiges und untadelhafftes Leben geführet, und man möge sie in ihrer Jugend betrachten, oder ihr Thun bey ihren zunehmenden Jahren erwegen, so wird man befinden, daß sie niemahls nichts böses begangen, oder daß sie nur etwas vorgenommen hätten, daraus man einen übeln Verdacht von ihnen schöpffen mögen.

Das XI. Capitel.

Daß Socrates die Jugend nicht unterwiesen ihre Eltern zu verachten.

ABer der Ankläger fähret fort, daß Socrates denen Kindern gelehret, mit ihren Eltern übel zu geparen, weil er ihnen beygebracht, daß er sie zu ge-

schicktern Leuten, als selbige, machte, und weil er ihnen vorgesagt, daß, gleichwie die Gesetze zuliessen, daß ein Sohn seinen Vater anfässelte, wenn er ihn überweisen könte, daß er die Vernunfft verlohren; also wäre es auch billig, daß derjenige, der geschickter wäre, den, der ungeschickter wäre, gleichsam einkärckere. Es kan seyn, daß Socrates etwas dergleichen gesagt habe, aber er verstande es nicht auf die Art, wie es der Ankläger auslegete, und er erwiese sattsam, wie er diese Worte wolte verstanden haben, indem er sagte, daß der, so andere wegen ihrer Unwissenheit anfässele, auch bereit seyn solte, von andern, die mehr wüsten als er, sich anfässeln zu lassen. Daher kommts, daß er öffters von dem Unterscheid der Raserey und der Unwissenheit raisonirete, und gar deutlich zu verstehen gab, daß die Wahnsinnigen wahrhafftig müsten an Ketten geleget werden, so wohl um ihres eigenen Nutzen, als um ihrer Freunde willen, da im Gegentheil die Unwissenden in denen Dingen, die sie nicht wüsten, nur von denen, die solche verstünden, sich solten unterweisen lassen.

Das XII. Capitel.

Daß Socrates nicht gelehret/ daß man seine Freunde verachten solte.

DEr Ankläger fähret fort: Socrates habe gelehret, daß man nicht nur seine Eltern, sondern auch seine übrigen Anverwandten verachten solle: Weil er gesagt, daß wenn einer kranck wäre, oder einen Procefs habe, man nicht von seinen Freunden, sondern von denen Medicis und denen Advocaten sich

einiger Hülffe getrösten könne. Gleicher gestalt habe er gesagt, wenn er von Freunden geredet, daß es unnützlich sey, einem gutes zu gönnen, wenn man nicht in dem Vermögen sey, ihm dieses Wohlwollen würcklich zu erkennen zu geben, und daß man unter denen Freunden diejenigen allein hoch achten solle, die verstünden, was uns gut wäre, und uns darinnen unterweisen könten. Also, sagt der Ankläger, habe Socrates die jungen Leute beredet, daß er der Weiseste unter allen Menschen wäre, und der am meisten fähig sey, andere auf den rechten Weg der Weisheit zu führen, und ihnen solcher gestalt beygebracht, daß alle andere Menschen gegen ihn zu rechnen für nichts zu achten wären. Ich entsinne mich wohl, daß ich zuweilen gehöret, daß er von denen Freunden und Anverwandten dergleichen Reden geführet, aber ich erinnere mich auch wohl, daß er noch ferner gesagt, daß wann die Seele, bey welcher der Sitz des Verstandes und der Vernunfft wäre, sich von dem Leib abscheidete, man alsobald den Todten begrübe; und wenn es auch unser nächster Anverwandter wäre, so bemühe man sich doch, desselben so bald als möglich loß zu werden. Ja ob man gleich seinen Leib überaus zu lieben pflege, so unterlasse man doch nicht, demselben alle überflüßige Dinge abzuschneiden. Zu diesem Ende lasse man sich die Haare und die Nägel verschneiden, man lasse sich die Hühner-Augen und Wartzen ausgraben; Man untergebe sich denen Händen der Wund-Aertzte, daß sie Brand und Eisen wider uns gebrauchten, und wenn sie uns viel Schmertzen verursachten, halte man sich verpflichtet,

ihnen eine Belohnung dafür zu geben. Also speye man aus, weil der Speichel in dem Munde nichts nütze, sondern vielmehr Ungelegenheit verursache. Demnach führte Socrates dergleichen Reden nicht zu dem Ende, daß man seinen Vater lebendig begraben solte, oder daß man sich Arm oder Bein abschneiden lassen müsse; sondern er wolte dadurch nur andern beybringen, was unnöthig und verächtlich solte gehalten werden. Und damit er einen jedweden vermahnete, sich geschickt und andern nothwendig zu machen, aufdaß, wenn man verlange, entweder von seinem Vater, oder von seinem Bruder, oder von einem andern seiner Verwandten hoch gehalten zu werden, man sich nicht auf die nahe Anverwandtschafft oder Blut-Freundschafft so sehr verlasse, daß man sich nicht allezeit bemühen solle, denen, von welchen man hoch geschätzet seyn wolle, sich nützlich zu machen.

Das XIII. Capitel.

Von etlichen Redens-Arten der Poëten/ derer sich Socrates bedienet/ und die dem ersten Ansehen nach gefährliche Reden in sich zu halten scheinen. Vorhaben des Xenophons in diesem gantzen Werck.

DEr Ankläger saget ferner wider den Socrates, daß er so boßhaftig gewesen sey, aus denen berühmten Poëten solche Redens-Arten zu erkiesen, die eine gefährliche Lehre in sich hielten, und daß er sich

sich derselben bedienet, verdeckter Weise die Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit ihnen beyzubringen. Zum Exempel dieser Worte des Hesiodus: **Verachte kein Ambt/ aber fliehe den Müssiggang.** Und Er giebt vor, daß Socrates, diesen Ort angeführet zu erweisen, der Poëte wolle so viel sagen, daß man kein Ambt für unrecht oder unehrlich halten solle, wenn man daraus einigen Nutzen haben könte. Nichts desto weniger wäre diese Auslegung von der Meynung des Socrates sehr entfernt. Denn weil Er allezeit vertheidiget hatte, daß die Arbeit ehrlich und einem Menschen nützlich, der Müßiggang aber schädlich und ungeziemend wäre, so schlosse Er daraus, daß diejenigen, die etwas gutes zu verrichten vornehmen, warhaftig arbeiteten, da im Gegentheil die Spieler und Sauffer und alle diejenigen, die schlimme Verrichtungen haben, Müßiggänger wären. Und in diesem Verstande ist es ja wahr, was Hesiodus saget: **Verachte kein Ambt/ aber fliehe den Müssiggang.**

Man beschuldiget den Socrates noch weiter, daß Er öfters einen gewissen Ort aus dem Homerus im Munde geführet, wo Er folgender Gestalt von dem Ulysses redet: **Wenn er einen Printzen/ oder sonsten einen vortreflichen Mann antrifft/ so bemühet er sich/ sein wanckendes Gemüth zu befestigen/ und seine Hertzhafftigkeit durch eine geschickte Rede wieder aufzurichten. Gnädiger Herr/** spricht Er, **bleibet mitten in dem Ungewitter des Un-**

glücks beständig/ lasset das gemeine Volck und niedrige Gemüther zittern und zagen/ und sprechet mit Eurer Hertzhafftigkeit Euren Unterthanen einen Muth ein. Trifft Er aber einen gemeinen Soldaten an/ der seine Unwilligkeit und Mißvergnügen bezeuget/ so packt er Ihn an und prügelt Ihn: Schelm/ spricht Er/ Leichtfertiger Vogel! Wiltu nicht *pari*ren? du bist der Kerl darnach/ daß man von dir kluge Rathschläge oder eine tapffere That in der Schlacht gewärtig seyn solte. Hieraus will man nun schliessen, Socrates habe gelehret, der Poëte sehe es für gut an, daß man die Armen prügeln und das gemeine Volck übel tractiren solle. Aber dieses war dem Socrates nicht in die Gedancken kommen, denn Er würde wieder sich selbst geredet haben; sondern Er wolte nur so viel sagen, daß man diejenigen, die man weder zu klugen Rathschlägen noch etwas wichtiges auszurichten brauchen kan, die weder zum Kriege noch zum Friede was taugen, und doch hochmüthig und unverschämt seyn, zur raison bringen müste, und wenn sie auch schon viel Geld haben und reich seyn. Dieses ist die wahre Meinung des Socrates. Denn im übrigen liebte Er das Volck, und erzeigte jedermann grosse Höflichkeit, dergestalt, daß ob er schon so wohl von denen Atheniensern als Fremden sehr gesucht wurde, er dennoch wegen seiner Mühwaltung und der Zeit, die er ihnen zu gut aufwendete, niemahln weder von einem noch dem andern etwas nehmen wolte, sondern theilete den

den Schatz seiner Weißheit einem jeden reichlich mit. Andere aber, die durch diese seine Freygebigkeit reich worden, haben sich nicht so großmüthig erwiesen, als er. Sie haben dasjenige, was ihnen nichts gekostet, sehr theuer verkauffet, und gleich wie sie von Natur nicht so leutselig und verpflichtend gewesen als er, so haben sie auch ihre Wissenschaft denen nicht mittheilen wollen, die das Vermögen nicht hatten, ihnen solches zu bezahlen. Endlich hat Socrates gemacht, daß die Stadt Athen unter allen Völckern berühmt wurde. Und wenn man von dem Lychas gesagt, daß er die Ehre der Lacedæmonier sey, weil er auf seine Unkosten alle Fremde tractirete, die auf das Fest kamen, welches man Gymnopediam nennete, (wo die jungen Leute dem Apollo zu Ehren nackend tantzten,) so ist es viel raisonabler, daß man den Socrates die Ehre der Athenienser nennet, weil er seine gantze Lebens-Zeit durch sein gantzes Vermögen ausgespendet, und weil die Schätze eines unschätzbarn Reichthums allezeit für Männiglich offen gestanden, dergestalt, daß niemand jemahls von ihm gegangen, der nicht tugendhafter und rechtschaffener, als er zuvor gewesen, worden wäre. Wenn man ihn dahero nach seinem Verdienst hätte belohnen wollen, würde man ihm vielmehr öffentliche Ehren-Bezeugungen erwiesen, als zu einen schändlichen Tode verdammet haben. Denn auf was für Ubelthaten haben wohl die Gesetze die Todes-Straffe verordnet? Für niemand anders als die Spitz-Buben, Strassen-Räuber, Kirchen-Diebe, und diejeni-

jenigen, welche freye Menschen verkauffen. Aber wo wird man jemand finden, der an allen diesen Lastern so unschuldig als Socrates gewesen? Kan man ihm wohl vorwerffen, daß er jemahls mit denen Feinden ein heimliches Verständniß gehabt, daß er Aufruhr angerichtet, oder an einer Verrätherey und andern dergleichen Unglücke schuldig gewesen? Kan sich wohl jemand mit Recht über ihn beklagen, daß er ihme das seinige vorenthalten, oder den geringsten Schaden zugefüget, und hat man aller dieser Dinge halben nur jemahls einigen Verdacht wider ihn gehabt? Wie ist es denn möglich, daß er dieser Laster, derer man ihn angeklaget, schuldig gewesen seyn solle? Denn an statt daß er keine Götter glauben sollen, wie man ihm vorwirft, ist es vielmehr gewiß, daß er ein eyfriger Diener der Götter gewesen. An statt daß er die Jugend solte verdorben haben, wie man ihn weiter beschuldiget, so war dieses seine meiste Arbeit, seine Freunde von allerhand schlimmen Gemüths-Neigungen zu reinigen, und an deren statt die Liebe zu den schönen und vortrefflichen Tugenden, durch welche so wohl das gemeine Wesen als eintzele Familien in steter Blüthe erhalten werden, einzupflantzen. Solte man nun nicht sagen, das ihm Athen höchst verbunden gewesen sey, und daß er grosses Lob und Ehre verdienet? Derohalben gleichwie ich angemercket, daß alle diejenigen, die mit ihm umgiengen, einen grossen Nutzen von seiner Gesellschaft hatten, weil er so wohl mit seinen eigenen Exempeln als mit seinen guten Lehren sie unterwiesen; Als habe ich mir vorge-

genommen, in gegenwärtigen Büchern alles dasjenige, was mir von seinen Reden und Thaten einfallen wird, zu beschreiben.

Das XIV. Capitel.

Des Socrates Meynungen von dem Gottes-Dienst und seine Gottesfurcht.

WAs demnach anfänglich den Gottes-Dienst betrift, so richtete sich Socrates sehr nach dem Ausspruch des Oraculs, welches denen, die es fragten, wie man denen Göttern opffern, und was für Ehre man den Todten erweisen solte, keine andere Antwort gab, als daß ein jeder die Weise seines Vaterlandes beobachten solte. Gleichergestalt bemühete sich Socrates, daß er in Ansehen des Gottes-Dienstes nichts wider den Gebrauch der Athenienser begienge, und riethe auch seinen Freunden, daß sie es nicht anders machen solten, indem er ihnen bewiese, daß diejenigen, so solches nicht beobachteten, solches aus Aberglauben oder Eitelkeit thäten.

Wenn er von denen Göttern etwas bathe, begehrete er nur schlechtweg, sie solten ihm geben, was ihm gut wäre, weil sie besser als wir selbst verstünden, was uns gut sey, und er pflegte zu sagen, daß diejenigen, die Geld und Gut, Macht und Ehre begehreten, eben so unvernünftig handelten, als wenn sie zu spielen, oder zu streiten verlangeten, oder eine andere dergleichen Sache begehreten, die ja so leichte zu ihren Schaden als Vortheil ausschlagen könte.

Wenn er opfferte, so hielte er davor, daß wegen sei-

seiner Armuth, sein opffern denen Göttern nicht verächtlich wäre, und wenn er nach seinen geringen Vermögen gab, so glaubte er, daß er so viel gäbe als die Reichen, die noch so prächtig opfferten; Denn er sagte, daß die Götter keinen grössern Gefallen an reichen als an geringen Opffern hätten, denn sonst würde folgen, daß ihnen die Gaben böser Leute angenehmer würden seyn als der frommen. Und wenn dieses wäre, solte man sich nicht einmahl einen Augenblick das Leben wünschen. Derowegen hielte er dafür, daß die Götter nichts lieber hätten, als die Ehrbezeugung, die ihnen von unschuldigen, und recht frommen Leuten wiederführe, und gebrauchte sich zu dem Ende sehr oft eines bekanten Spruchs: **Man muß den Göttern nach seinem Vermögen opffern.** Ja er hielte dafür, daß nicht alleine in diesem Fall, sondern auch in allen andern, die im gemeinen Leben vorkommen, der beste Rath wäre, den man guten Leuten geben könte, daß man niemahls über sein Vermögen etwas vornähme.

Im übrigen wenn er sich einbildete, daß ihm von denen Göttern was angedeutet worden, so war er so wenig davon abzuhalten, als wenn man ihm gerathen hätte, daß er auf einer Reise einen scharffsichtigen und geschickten Wegweiser fahren lassen, und an dessen statt einen blinden und unwissenden annehmen solte. Und er spottete der Thorheit derjenigen, die das nicht thäten, was ihnen von GOtt gerathen wäre, damit sie für denen Menschen ihr Ansehen nicht schwächeten, und verachtete allezeit

die Anschläge Menschlicher Weißheit, wenn er selbige gegen die Göttlichen Offenbahrungen hielte.

Das XV. Capitel.

Des Socrates Mäßigkeit in Essen und Trincken.

SEine Lebens-Art hatte er dergestalt eingerichtet, daß wer sich derselben bedienen wird, sich nebst Göttlicher Hülffe versichern kan, eine rechtschaffene und beständige Gesundheit zu erhalten, und nicht viel Unkosten darzu zu gebrauchen. Denn er war mit so wenigen vergnügt, daß ich nicht glaube, daß jemand mit täglicher Arbeit so wenig verdienen könne, daß es nicht solte genug gewesen seyn, ihn damit zu ernehren. Er asse ordentlich so viel als er appetit hatte, und wenn er sich zu Tische satzte, so war der Hunger seine beste Kost. Jedes Geträncke war ihm angenehm, denn er tranck nicht mehr als er Durst hatte, und wenn er zu einer Gasterey gebethen war, so hütete er sich ohne Mühe, welches sonst in dergleichen Fällen sehr schwer ist, daß er nicht über Vermögen aß oder tranck. Denen andern aber, die sich darinnen nicht mäßigen können, gab er diesen Rath, daß sie sich für denen Speisen und Geträncken hüten solten, die zum Essen und Trincken begierig machen, wenn man gleich keinen Hunger oder Durst hat, weil dadurch der Magen verderbet, Kopff-Wehtagen verursachet und die Seele in Unruhe gebracht wird. Und er sagte, halb Schertz halb Ernst, er glaubete, daß Circe mit der-

dergleichen Speise die Menschen in Schweine verwandelt hätte, und daß Ulysses dieser Bezauberung entgangen, theils weil ihn Mercurius davor gewarnet, theils auch weil ihn seine eigene Mäßigkeit gehindert hätte, von denenselben nichts zu kosten.

Das XVI. Capitel.

Des Socrates Meynung von der Liebe. Sein Gespräch mit dem Xenophon wegen eines Kusses.

DIe Liebe betreffend, gab er den Rath, daß man sich mit grossen Fleiß von schönen Leuten entfernen solte, weil es gefährlich wäre, sich ihnen zunahen, und ihren Garn zu entgehen. Und als er vernommen hatte, daß des Critons Sohn der Critobulus den Sohn des Alcibiades, der ein sehr schöner Knabe war, geküsset hatte, hielte er folgenden Discours mit dem Xenophon, da Critobulus selbst dabey war.

Mein sage mir, Xenophon, wofür hast du bißher den Critobulum gehalten; für einen mäßigen und klugen Mann oder für einen liederlichen und tollkühnen Tropffen?

Jch habe ihn allezeit für einen sehr klugen und sittsamen Mann gehalten, sagte Xenophon.

Du hast dich sehr betrogen, antwortete Socrates. Denn glaube nur, er ist so unverständig, daß er in ein blosses Gewehr einlauffen, und sich selbst in ein brennendes Feuer stürtzen solte.

Und was habt ihr wohl von ihm gesehen, fragte Xenophon, daß ihr dergestalt von ihm redet?

Hat

Hat er sich nicht unterstanden sagte Socrates, den Sohn des Alcibiades, der so schön und liebreitzend ist, zu küssen?

Ist denn dieses eine so grosse Sache, wiederredete Xenophon, ich würde mich vielleicht selbst nicht enthalten können, in diese Gefahr zu wagen.

Ach du Unglückseliger, sprach Socrates, bedenckest du nicht, was du dir für eine Gefahr auf den Hals ladest, wenn du einen so schönen Menschen küssest; Wirst du nicht deine Freyheit verliehren und ein rechter Sclave werden? Wirst du dich nicht in Gefahr setzen, übermäßige Unkosten aufzuwenden, eine schädliche Wollust zu geniessen; wirst du dich nicht unvermögend machen, erbar und tugendhaft zu leben? Und wirst du dich nicht selbsten zwingen müssen, dich gantz und gar darauf zu legen, solche Sachen zu begehren, die du verachten würdest, wenn deine Vernunft nicht verblendet wäre.

Behüte GOtt, sagte Xenophon, solte wohl ein eintziger Kuß solche schlimme Würckungen verursachen?

Verwunderst du dich noch drüber, antwortete Socrates, weist du nicht, daß es kleine Spinnen giebet, die mit ihrem giftigen Biß unbeschreibliche Schmertzen verursachen, und die Leute rasend machen.

Ich weiß es ja wohl sagte Xenophon, aber diese Thiere vergiften denjenigen, den sie beissen.

Denckst du denn, du Thörichter, beschloß Socrates, daß die verliebten Küsse nicht vergiftet seyn, weil du ihren Gift nicht siehest, du must wissen, daß

eine schöne Person ein viel gefährlicher Thier sey als ein Scorpion, weil die Scorpionen uns nicht verletzen können, wenn sie uns nicht berühren, aber eine Schönheit verwundet uns, wenn sie gleich von uns entfernet ist; Und wenn wir selbige nur sehen können, so vergiftet sie uns, wenn sie gleich noch so weit von uns ist, und benimt uns unsern Verstand. Und vielleicht hat man aus dieser Ursache die Liebe mit Pfeil und Bogen abgemahlet, weil uns ein schönes Gesichte auch von ferne verletzen kan. Derowegen rathe ich dir Xenophon, daß du mit weggewendeten Augen davon fliehest, so bald du eine Schönheit gewahr wirst. Dir aber, Critobulus, gebe ich den Rath, daß du dich zum wenigsten ein Jahr entfernest, weil du kaum in dieser Zeit von deiner Wunde wirst genesen können.

Was die Leute anlanget, die nicht vermögend genung seyn, der Liebe gäntzlich zu wiederstehen, hielte er dafür, daß sie sich derselben dergestalt bedienen solten als einer That, darein die Seele niemahls willigen würde, wenn sie nicht von dem Leibe darzu genothdränget wäre. Und welche, wenn sie auch schon nothwendig wäre, uns niemahl unser Gemüth verunruhigen solte. Seine eigene Keuschheit war jederman bekant, und es kam ihn nicht sauerer an, von überaus grossen Schönheiten sich zu entziehen, als andern sich von unangenehmen und häßlichen Leuten zu entfernen. Dieses war also seine Weise zu leben, zu essen, zu trincken und zu lieben. Indessen glaubte er, daß er nicht weniger Lust von diesen allen hätte, als die, so sich sehr ängstig-

stiglich bemüheten, derselben zu geniessen, nur daß er nicht so viel Verdruß und Unlust dabey empfünde als diese.

Das XVII. Capitel.

Disputation des Socrates wieder einen Atheisten.

SO jemand ist, der da glaubet, daß Socrates (wie ihrer viel aus gewissen Muthmassungen geschrieben) zwar vortrefflich gewesen sey, die Menschen zur Tugend anzutreiben, aber sie auf diesen Wegen nicht weit gebracht habe, der wolle nur dasjenige erwegen, was Socrates gesagt hat, nicht alleine wieder die Sophisten, die sich rühmeten alles zu wissen, wenn er dieselbigen so oft wiederlegete, sondern auch in seinen Gesprächen, die er mit guten Freunden gehalten. Hernach mag er urtheilen, ob Socrates capabel gewesen sey, seine Freunde auf den Tugend-Weg weit zubringen. Ich will anfänglich erzehlen, was er wegen der Gottheit mit dem Aristodemus, den man den kleinen nennete, für ein Gespräch gehalten. Denn er war gewahr worden, daß dieser den Göttern nicht opfferte, auch nicht betete, vielweniger die Oracul fragete; Ja daß er derer gar spottete, die solches thaten. Er fieng folgender gestalt an.

Mein sage mir Aristodemus, åstimirst du wohl etliche Leute wegen ihrer Verdienste?

Ich æstimire unterschiedene, antwortete dieser.

Nenne mir doch etliche, begehrte Socrates.

Aristodemus antwortete: den Homerum halte

ich sehr hoch in Poëmate Epico; und den Menalippides in dem Dithyrambico; den Sophocles wegen seiner Tragœdien; den Polycletes in der Bildhauer-Arbeit, und den Zeuxis in der Mahler-Kunst.

Welche Künstler schätzest du wohl für höher, sagte Socrates, diejenigen, die da Bilder verfertigen, die kein Leben und Bewegung haben, oder diejenigen, so da Cörper machen, in denen Leben und Geist, ist?

Ohne Zweifel diese letzten, antwortete Aristodemus: Wenn sie es nur mit Vorsatz und aus Klugheit, und nicht ungefehr gemacht haben.

Socrates fuhr weiter fort: Weil es unterschiedene Dinge giebt, von deren etlichen man nicht sagen kan, warum sie gemachet seyn, von andern aber es gewiß ist, daß sie gut und nützlich seyn: Welche von diesen beyden hältest du wohl für Werck-Zeuge der Klugheit, und welche glaubest du, daß sie von ungefehr gemachet seyn?

Es ist vernünftig sagte Aristodemus, daß die guten und nützlichen Dinge mit Klugheit und Verstand gemacht worden.

Dünckt dich denn nicht, versetzte Socrates, daß der, so die Menschen gemacht, ihnen ihre Sinne gegeben habe, weil es ihnen nützlich ist, daß er ihnen Augen gegeben, alle sichtbare Dinge damit zu sehen; und Ohren, damit zu hören, was gehöret werden kan. Was wären die lieblichen Geruche nütze, wenn wir keine Nasen hätten, dieselbigen zu schmäcken, und wer würde von dem Geschmacke urtheilen

können, ob etwas süsse oder sauer sey, wenn man die Zunge nicht hätte, die gleichsam der oberste Richter in diesen Dingen ist. Ist es nicht ein Werck einer wunderwürdigen Vorsehung, daß unsere Augen, die so zart und delicat sind, mit Augenliedern, als gleichsam mit zwey Thüren verwahret sind, die sich aufthun, wenn es von nöthen ist, und sich Zeit währenden Schlafs wieder verschliessen; daß zu Ende dieser Augenlieder kleine Härgen seyn, damit der Wind daran zurücke pralle, und denen Augen kein Leides thue; daß die Augenbrauen gleichsam wie zwey Wetterdächer seyn, zu verhindern, daß der Schweiß, der von dem Kopff herunter fliesset, denen Augen nicht beschwerlich falle. Ferner, daß die Ohren allerhand Arten des Klanges annehmen, und doch niemahls angefüllet oder überhäuffet werden können. Daß die fordersten Zähne die Speise gleichsam zerschneiden, und die auf der Seite selbige zermalmen; daß der Mund, durch welchen die Speise des Menschen gehen muß, gantz nahe bey denen Augen und der Nase ist, damit man desto besser von denen Dingen, die man isset, urtheilen könne; und weil der Harn und Unflat verdrießliche Dinge sind, daß ihr Ausgang von denen Sinnen sehr entfernet ist. Endlich weil alle diese Dinge mit so schöner Ordnung und grosser Vorsorge gemacht sind, kanst du wohl noch ferner zweifeln, ob sie ein Werck einer klugen Vorsehung, oder des blinden Glücks zu nennen seyn?

Ich zweifele nicht, antwortete Aristodemus, und je mehr ich mich in dieser Betrachtung aufhalte, je

mehr berede ich mich, daß es ein Meisterstück eines grossen Künstlers sey, der eine sonderliche Liebe zu denen Menschen und Thieren tragen muß.

Was sagstu darzu, fuhr Socrates fort, daß er ihnen eine Begierde, ihr Geschlechte zu vermehren, eingepflantzet; daß er denen Müttern eine Innigkeit und Liebe ihre Jungen zu erziehen mitgetheilet, und daß er ihnen von ihrer Geburt an eine grosse Liebe ihr Leben zu verlängern, und den grösten Abscheu für dem Tode eingeblasen.

Ich sage, begegnete Aristodemus, daß es eine Wirckung einer grossen Vorsorge sey, die er wegen ihrer Erhaltung spüren lässet.

Es ist noch nicht genung, sagte Socrates, antworte mir noch weiter, wenn du nicht vielleicht mich lieber selbst fragen wilst. Du weist wohl, daß du mit Verstande und der Vernunfft versehen bist, denckst du denn, daß ausser dir nicht auch ein verständiges und vernünfftiges Wesen sey? Fürnemlich, wenn du betrachtest, daß dein Leib nichts als ein wenig Erde sey, der von dem grossen Erden-Klumpen, den du vor dir siehest, genommen worden, die Feuchtigkeit, die du bey dir hast, ist nichts anders, als ein kleiner Tropffen von der grossen Wassermenge, das die Erde umgiebet, und aus welcher das Meer und die Ströhme herrühret. Mit einem Wort: Dein gantzer Leib begreift ein kleines Stück von allen Elementen, die anderswo häuffig anzutreffen sind. Solte denn nun dein Verstand alleine dir von ungefähr, und durch ein ausserordentliches Glücke gegeben worden seyn, wenn nicht anderswo ein verständiges Wesen

sen wäre, von welchem er herrühret; und soll man denn nun sagen, daß dieses Welt-Rund und diese grossen und unzehlichen Cörper mit so schöner Ordnung solten blindlings und ohne Beytrag einiger Klugheit gesetzet und gemachet worden seyn?

Ich kan mir es nicht wohl anders einbilden, antwortete Aristodemus, denn ich sehe die Götter nicht, die ihr vorgebet, daß sie alle Dinge regieren, wie ich wohl die andern Künstler sehe, die menschliche Arbeit verrichten.

Siehestu doch auch deine Seele nicht, sagte Socrates, die doch nichts desto weniger deinen Leib regieret. Nach deiner Meynung müste man auch schliessen, daß dich nicht die Vernunfft, sondern das blosse Glück regiere.

Hierauf sagte Aristodemus. Ich verachte die Gottheit nicht, sondern ich bilde mir nur ein, daß dieses Wesen viel vortrefflicher sey, als daß es meiner und meiner Dienste solte von nöthen haben.

Du schliessest sehr übel, sagte Socrates, denn je mehr diese Gottheit seine Macht und Güte in der Vorsorge für dich erweiset, je mehr Dienst und Ehrerbietung bistu demselben schuldig.

Ja, antwortete Aristodemus, wenn ich glaubte, daß die Götter für die Menschen sorgten, so versichere dich, ich würde nicht unterlassen sie zu ehren, und ihnen zu dienen.

Wie, versetzte Socrates, glaubstu nicht, daß die Götter sich um die Menschen bekümmern, da sie doch erstlich dem Menschen alleine das Vermögen gegeben,

ben, daß er aufgericht gehen kan, welches ihme einen grossen Vortheil giebt, daß er weiter sehen, und die Sachen in der Höhe mit besserer Gelegenheit betrachten, auch viel Ungelegenheit dadurch vermeiden kan. Ferner haben sie den Menschen mit Gesichte, Gehöre und Munde versehen. Weiter, da alle andere Thiere, die sich bewegen, zwar Füsse haben, so können sie doch dieselben zu nichts anders brauchen, als zum gehen; Aber die Götter haben über dieses dem Menschen auch Hände gegeben, durch deren Hülffe er unzehlich viel Dinge verrichten kan, und deshalben viel glücklicher ist, als alle andere Thiere. Andere Thiere haben zwar Zungen, aber alleine die menschliche ist geschickt, durch gewisse Worte die menschlichen Gedancken andern Menschen mitzutheilen. Ja zu zeigen, daß die Götter auch für unsere Belustigungen Sorge tragen, so haben sie dem Menschen keine gewisse Jahres-Zeit bestimmet, der Liebe zu pflegen, sondern sie können sich derselben alle Stunden bis in ihr hohes Alter bedienen, da hingegen die unvernünfftigen Thiere diese Wollust nur zu einer gewissen Jahres-Zeit empfinden. Endlich sind sie nicht vergnügt gewesen, dem Menschen so viel Vortheil an seinem Leibe zu geben, sie haben ihm auch den vortrefflichsten Verstand und eine vernünftige Seele ertheilet. Denn welches Thier erkennet wohl sonst, daß ein Göttliches Wesen sey, welches diese schöne und wunderbare Dinge, die wir vor uns sehen, gemacht habe? Welches Thier dienet wohl sonst denen Göttern, und betet sie an? Welches Thier kan sich so wie der Mensche wider den

Hun-

Hunger und Durst, Frost und Hitze vertheidigen, Artzneyen wider die Kranckheiten erfinden, seine Tapfferkeit und Stärcke so ausüben, die Lehren unzehlicher Dinge begreiffen, die vielfältigen Sachen, die es gesehen, gehöret, und gelernet hat, also im Gedächtniß behalten? Mit einem Wort: Es ist Sonnen-klar, daß der Mensch gleichsam ein Gott unter denen andern lebhaften Dingen sey, wegen des grossen Vortheils, welchen ihm die Natur so wohl seines Leibes als seiner Seelen vor ihn giebt. Denn wenn der Mensch einen Leib wie die Ochsen hätte, so würde ihm die Scharfsichtigkeit seines Verstandes nicht das geringste nutzen. Andern Theils, wenn eine Bestie gleich einen menschlichen Leib hätte, und wäre doch nicht mit Verstande versehen, so würde es andern sehr wenig vorzuziehen seyn. So haben demnach die Götter dir nicht alleine einen vortrefflichen Leib, sondern auch eine vollkommene Seele gegeben, und du schämest dich doch nicht zu sagen, daß sie nicht Sorge für dich trügen. Was begehrest du wohl, daß die Götter thun solten, dich ihrer Vorsorge zu bereden?

Ich wolte wohl, antwortete Aristodemus, daß sie mir durch eine Offenbahrung sagen liessen, was ich thun oder lassen solte, wie du sprichst, daß dir es wiederfahre.

Denckestu denn nicht, sprach Socrates, wenn dem gantzen Athieniensischen Volck etwas durch ein Oracul, oder durch eine andere Wahrsagung, gemeldet wird, daß dich dieses nicht auch angehe, wenn sie

durch ungemeine Wunder-Zeichen dem gantzen Griechenland zukünfftige Dinge entdecken. Bistu denn alleine unter allen Griechen derjenige, der solches nicht achtet, und davor hält, daß sich die Götter um ihn nicht bekümmern. Glaubest du denn, daß die Götter denen Menschen diese Meynung würden eingepflantzet haben, daß sie sie können glücklich und unglücklich machen, sie belohnen und sie bestraffen, wenn sie diese Macht nicht wahrhaftig hätten. Und siehestu denn die Menschen für so närrisch an, daß sie so lange Zeit sich diese Meynung, wenn sie irrig wäre, würden haben betriegen lassen, und nicht hinter die Warheit gekommen seyn? Siehestu nicht, daß die allerältesten und weisesten Völcker die Götter am meisten geehret, und daß der Mensch in dem Alter, da er am klügsten ist, auch am gottsfürchtigsten pflegt zu seyn? Mein lieber Aristodemus, betrachte doch, daß deine Seele deinen Leib regieret, wie sie will, soltestu denn nun nicht gleicher gestalt glauben, daß ein gewisses Wesen durch die weite Welt gleichsam ausgebreitet sey, welches alle Dinge nach seinem Gefallen weißlich regieret. Du darffst dir nicht einbilden, daß dein Auge etliche Meilen sehen könne, und GOtt solte nicht auf einmahl alles sehen können. Du weist, daß du an die Dinge, die zu Athen, in Egypten, in Sicilien, u.s.w. vorgehen, gedencken kanst, und die göttliche Vorsorge solte nicht zugleich für alle Dinge Sorge tragen können. Derowegen gleichwie du eines Menschen seine Danckbarkeit prüfest, wenn du ihm einen Gefallen erweisest, und wenn du einen zu Rathe ziehest, alsbald erkennest, ob er klug sey:

Also

Also wenn du wilst die Göttliche Güte und Allmacht prüffen, so mustu erst durch deine Dienste um sie verdienen, daß sie dir die andern Menschen verborgenen Wissenschaften offenbahren, und alsdenn wirstu gar wohl begreiffen, daß die Gottheit allsehend, allwissend und allgegenwärtig ist, und daß sie zu gleicher Zeit für alle Dinge in der Welt Sorge trägt.

Durch dergleichen Discourse lehrete Socrates seine Freunde, daß sie nichts unrechtes oder unehrliches weder in Gegenwart der Menschen, noch alleine und im verborgenen thun sollen, weil die Götter allezeit ein Auge auf uns haben, und die geringste von unsern Thaten ihnen nicht verborgen ist.

Das XVIII. Capitel.

Des Socrates Discurs von der Mäßigkeit.

Elender Zustand eines Säuffers und Trunckenbolds.

IM übrigen, wenn die Mäßigkeit dem Menschen gut und nütze ist, wollen wir sehen, ob das, was Socrates davon gesagt, auch merckwürdig sey. Er redet folgender Gestalt davon.

Wenn uns ein Krieg über den Hals käme, sagte er, und wir wären eines Obersten benöthiget, wolten wir wohl einen Kerl erwehlen, der den Sauffen und Huren ergeben wäre, und der den Verdruß, der bey dem Kriege ist, und das Wachen nicht gewohnet wäre; und würden wir uns wohl bereden, daß ein solcher Kerl geschickt seyn solte, uns zu vertheydigen und unsere Feinde zu überwinden? Oder

wenn

wenn wir sterben wolten, und wolten unsern Kindern einen Vormund stellen, der die Knaben in denen Künsten und Wissenschaften, und die Töchter in denen dem Weiblichen Geschlechte wohl anstehenden Tugenden solte lassen aufferziehen, und ihr Vermögen treulich verwalten, würden wir wohl so einfältig seyn, uns zu bereden, daß ein solcher liederlicher Hund sich zu dieser Verwaltung schicken werde. Wer wolte wohl seine Heerde und seine Haußhaltung einem Trunckenbold anvertrauen, oder wer könte sich in einiger Verrichtung auf ihn verlassen? Wie sperren wir uns doch, wenn man uns einen versoffenen Leibeigenen nur verehren will, und wird niemand leichte dem andern deswegen grossen Danck wissen. Derowegen wenn wir so einen grossen Abscheu für einen liederlichen und den fressen und sauffen ergebenen Knecht haben, wie vielmehr sollen wir uns hüten, daß wir nicht selber in solches Laster fallen. Ein Geitziger hat noch das Vergnügen, sich zu bereichern, und wenn er andern das ihrige nimmt, so vermehret er doch das seinige damit; aber ein Sauffer und Hurer ist andern Leuten beschwerlich und sich selbst nicht nützlich. Man kan wohl sagen, daß er jederman schadet, sich aber am meisten, indem er nicht alleine seine Familie und sein Vermögen, sondern auch sein Leib und Seel ruiniret. Was wolte man in der Gesellschaft eines Menschen vor Vergnügen haben, der an nichts als fressen und sauffen seine Lust hat, und der lieber mit einer Hure umgehet, als mit rechtschaffenen tugendhaften Freunden?

Lasset

Lasset uns demnach für allen Dingen der Mäßigkeit und Keuschheit befleißigen, weil sie der Grund aller andern Tugenden ist. Denn was kan man wohl gutes lernen, was kan man löbliches verrichten, wenn man nicht mäßig ist. Es ist ja wohl ein recht elender Zustand, so wol was die Seele als den Leib betrift, wenn ein Kerl in denen Wollüsten gantz ersoffen ist. Mir dünckt warhaftig, daß ein Herr eiferig darnach trachten solle, daß er keine solche Diener um sich habe, und daß die Diener, die solchen viehischen Gemüths-Neigungen ergeben sind, die Götter sehr bitten müssen, daß sie ihnen fromme und tugendhafte Herrn bescheren, weil sie sonsten nothwendig würden verderben müssen.

Dieses war die Rede des Socrates von dieser Materie; alleine er vertheydigte nicht nur die Mässigkeit in seinen Discoursen, sondern er beobachtete dieselbe auch gar genau in seinen Thun und Lassen, indem er theils denen sinnlichen Belustigungen höchst wiederstunde, und von ihnen nicht überwunden werden konte; theils sich auch niemahls zu bereichern suchte; Denn er glaubete, daß derjenige, der überall nähme, wo er was kriegen könte, alle diejenigen, die ihm was gäben, wie seine Herren betrachten müsse, und sich zu ihren Sclaven mache, und daß diese Leibeigenschaft viel schändlicher wäre als die andern Knechtschaften.

Das XIX. Capitel.

Socrates vertheydiget seine Lebens-Art wieder den Antiphon.

Des Socrates Verrichtungen sind voller Belustigungen. Seine innerliche Vergnügung und Vortheil, die er von seiner Lebens-Art gehabt.

Bey dieser Bewandniß wird sich nicht übel schicken, wenn wir dem Socrates zu Ehren erzehlen, was er vor ein Gespräch mit dem Sophisten Antiphon gehalten, welcher ihm seine Zuhörer wolte abspenstig machen, und zu dem Ende, als sie bey ihm waren, zu ihm kame, und ihn folgender Gestalt anredete;

Ich habe mir eingebildet, mein lieber Socrates, daß die Philosophi viel glückseeliger wären als andere Leute; aber mir dünckt, daß dich deine Weißheit zu einen recht elenden Manne mache. Denn du lebest auf eine solche Art, daß kein leibeigner Knecht sich das Leben wünschen würde, wenn ihn sein Herr auf diese Weise tractirete. Deine Tractamenten sind sehr schlecht, und dein Geträncke noch elender. Ein Holtzhacker gehet besser gekleidet als du. Du hast Winters und Sommers nur ein Kleid. Du gehest gar barfuß, und was das ärgste ist, du nimmst von niemand kein Geld, da es doch eine grosse Lust ist, Geld zu sammlen, und wenn man solches gesammlet hat, so kan man viel ehrlicher und nach seiner guten Beqvemlichkeit leben. Derowegen, gleichwie in denen Handwercks-Künsten die Lehr-Jungen dem

Exempel

Exempel ihres Meisters zu folgen pflegen; also ist es gewiß, wenn deine Zuhörer dermaleinst ein dergleichen Leben führen werden, so hast du ihnen nicht das geringste mehr gelernet, als daß sie arme und elende Tropffen worden sind.

Auf diese Rede des Antiphon antwortete Socrates. Du bildest dir ein, ich lebe so verdrießlich, daß ich gar leicht glaube, du werdest dir lieber den Tod wünschen als ein solches Leben zu führen wie ich thue; Alleine was findest du denn so seltsam und verdrießlich in meiner Lebens-Art? Du tadelst an mir, daß ich kein Geld nehme; Dieses geschiehet deßhalben, weil diejenigen, die Geld nehmen, verbunden sind, ihre Reden nach ihren gethanen Versprechen einzurichten, da ich hingegen, der ich keines nehme, mit niemand rede als mit wem ich will? Du verachtest meine Speise. Sind denn die Speisen, die ich esse, nicht so gut und nahrhaftig als die Deinigen, oder sind sie theuerer und schwerlicher anzuschaffen, oder schmecket dasjenige, was du issest, besser als was ich esse? Weist du nicht, daß derjenige, der mit Lust isset, nicht von Nöthen hat, daß man ihme einen Appetit machet, und daß der, dem sein Tranck gut schmecket, nach keinen andern verlanget. Was meine Kleider betrift, weist du gewiß nicht, was du redest. Denn wenn man Winters und Sommers die Kleider verändert, so geschieht es wegen Frost und Hitze, und wenn man Schuhe und Strümpffe anziehet, so thut man es deshalben, daß man desto beqvemlicher gehen möge. Aber, sage mir, hast du wohl jemahls gesehen,

hen, daß mich die Kälte verhindert auszugehen, oder bist du gewahr worden, daß ich im Sommer schattigte und kühle Oerter gesuchet habe. Und weil ich barfuß gehe, hast du wohl gemerckt, daß ich nicht überall hingehen könte, wo ich wolte? Weist du nicht, daß Leute von einer zarten Natur die Schwäche derselben durch eine stetige Ubung überwinden, und endlich der Arbeit mehr gewohnen, als die, so eine starcke Natur haben, und sich selbst durch eine böse Gewohnheit verzärtlen? Und glaubest du demnach nicht, daß ich, der ich mich von langer Zeit an angewehnet, allerhand Beschwerligkeiten geduldig zu tragen, ietzo nicht geschickter hierzu seyn solle, als du, der du daran niemahls gedacht hast? Und indem ich nicht eckel in essen bin, indem ich wenig schlaffe, indem ich schändlichen Wollüsten nicht ergeben bin, darffst du keine andere Ursache suchen, als daß ich mich auf viel angenehmere Sachen befleißige, derer Belustigung nicht in einem Augenblick, da man ihrer geniesset, aufhöret, sondern von denen man eine stetswährende Vergnügung zu hoffen hat. Uber dieses weist du wohl, daß wenn jemand gewahr wird, daß seine Sachen nicht wohl stehen, er ziemlich melancholisch zu seyn pfleget. Und daß im Gegentheil diejenigen, denen ihr Vorhaben entweder im Ackerbau oder in Handlung, oder in einem andern Geschäfte wohl von statten gehet, sehr fröliches und munteres Gemüthes seyn. Glaubst du nun wohl, daß man von einer einigen Sache mehr Vergnügen haben könne, als wenn man bedencket, daß man täglich in der Tugend mehr

und

und mehr zunimmt, und daß man in die Bekandtschaft und Freundschaft der ehrlichsten Leute geräth, auf welches ich mich bishero hauptsächlich beflissen habe. Wenn man seinem Vaterlande oder seinen Freunden einen nützlichen Dienst erweisen soll, wird nicht ein Mensche, wie ich lebe, hierzu viel geschickter seyn, als einer, der ein lustig Leben führet, wie du? Wenn man in Krieg ziehen soll, wer wird wohl einen bessern Soldaten abgeben? derjenige, der viel zu seinem Unterhalt braucht, oder der, so mit allem vergnügt ist, was er antrifft. Wenn man eine Belägerung aushalten soll, wer wird sich länger wider den Feind vertheidigen, der, welcher kostbare und rare Dinge nicht entbehren kan, oder der, so nur das begehret, was man gar leichte kan anschaffen. Mir dünckt, mein lieber Antiphon, daß du die Glückseligkeit in guten Essen und Trincken, und in grossem Reichthum suchest. Was mich betrifft, so halte ich, daß es eine göttliche Vollkommenheit sey, nichts bedürffen, und daß der der Gottheit sehr nahe komme, der wenig Sachen braucht. Und wie nun nichts vortrefflichers ist als die Gottheit, so folget auch nothwendig, daß der, so sich zu derselben am meisten nahet, auch der allerhöchsten Vortrefflichkeit am nächsten sey.

Das XX. Capitel.

Antiphon tadelt den Socrates, daß er kein Geld nimmt.

Vergleichung der Gelahrheit und Schönheit. Die Sophisten sind wie die öffentlichen Huren.

Ein andermahl sagte Antiphon zum Socrates: Ich bekenne, du bist zwar gar ein guter ehrlicher Mann, aber du verstehest gar nichts, und du kanst es auch selber nicht in Abrede seyn. Denn du verdienest ja mit deiner Lehre nicht einen Heller. Unterdessen ist es gewiß, du würdest weder deinen Mantel, noch dein Haus umsonst weg geben, weil du weist, daß sie was werth sind. Ja du würdest diese Dinge nicht einmahl wohlfeiler geben, als was sie kosten. Derowegen ist es Sonnen-klar, daß, wenn du glaubtest, daß deine Lehren nur etwas werth wären, so würdest du dir dieselben darnach bezahlen lassen, und also beweisest du wohl dadurch, daß du ein ehrlicher Mann bist, weil du niemand aus Geitz zu vervortheilen gedenckest, aber du giebst auch eben dadurch genung zu verstehen, daß du gantz ungelehrt seyst, weil dasjenige, was du weist, nicht werth ist, daß es von jemand gekauffet werde.

Socrates antwortete hierauf: Mein guter Antiphon; unter uns Philosophen ist die Schönheit und die Gelahrheit einander sehr gleich: was man an einer lobet, das lobet man an der andern auch, und was man an einer tadelt, das tadelt man auch an der andern. Wenn eine Frau ihre Schönheit verkaufft, so hält man sie vor eine Hure; Alleine, wenn sie einem ehrlichen Kerl, der in sie verliebt ist, Gegen-Liebe erweiset, so hält man sie für eine geschei-

scheide und verständige Frau. So ist es auch mit der Gelahrheit beschaffen. Diejenigen, die sie ums Geld verkauffen, sind Sophisten, und gleichen hierinnen denen öffentlichen Huren. Wenn aber ein Vernünfftiger einen jungen Menschen von gutem Verstande antrifft, und ihn dasjenige lehret, was man weiß, damit er seine Freundschafft erwerben möge, so sagt man, daß er handele als ein ehrlicher Mann. Gleichwie nun andere sich an schönen Pferden, oder an Hunden, oder an Vögeln belustigen; also suche ich alle mein Vergnügen in der Gesellschaft meiner Freunde. Wenn ich was gutes weiß, so sage ich ihnen solches, und recommandire sie denenjenigen, die ihnen forthelffen, und sie geschickter machen können. Wir suchen mit einander die kostbaren Schätze der alten Weisen durch. Wir lesen ihre Schrifften mit einander, und wenn wir was gutes darinnen finden, so nehmen wir solches daraus, und bereden uns viel gewuchert zu haben, wenn wir anfangen uns rechtschaffen zu lieben.

Als ich den Socrates dergleichen Reden führen hörete, sahe ich wohl, daß er sehr glücklich war, und daß er seine Zuhörer zu der Liebe der Tugend führete.

Das XXI. Capitel.

Ob es besser sey / öffentliche Ehren-Aemter zu verwalten / oder die Jugend zu unterweisen.

Ein andermahl fragte ihn Antiphon, warum er sich nicht in die Staats-Händel mischte, weil er

sich einbildete, daß er mit seinen Lehren Staats-kluge Leute machen könte?

Würde ich wohl dem gemeinen Wesen grössere Dienste leisten, antwortete er, wenn ich alleine für meine Person ein Ehren-Amt verwaltete, als wenn ich einen jedweden unterweise, und solcher gestalt eine grosse Anzahl geschickt mache, dem gemeinen Wesen zu dienen.

Das XXII. Capitel.

Discurs des Socrates von eitler Ehre.

ABer last uns auch sehen, ob Socrates nicht auch seine Zuhörer zu der Tugend habe angemahnet, indem er sie von eiteler Ehre abhielte? Er pflegte ordentlich zu sagen, daß kein schönerer Weg wäre zu Ehren zu gelangen, als wenn man sich bemühete, tugendhaft zu werden, und sich damit nicht breit machte. Dieses zu beweisen brauchte er sich folgendes Exempels. Wir wollen setzen, sagte er: Es wolte jemand gerne für einen vortrefflichen Musicum angesehen seyn, der es doch nicht wäre, was solte er wohl thun müssen? Würde er nicht müssen den berühmtesten Musicis in allen Stücken, die nicht zur Kunst gehören, nachahmen. Er würde sich müssen allerhand schöne Musicalische Instrumente zulegen. Er würde müssen einen Hauffen Leute an sich ziehen, die seine Kunst überall lobeten. Unterdessen würde er sich wohl müssen in acht nehmen, sich nicht öffentlich hören zu lassen. Denn sonst würde ihn jedermann auslachen, und nicht alleine für einen Ignoranten, sondern auch für einen Prahler halten. Und wäre

es

es also sehr lächerlich, wenn er viel Geld deshalben anwenden wolte, und keinen Nutzen, sondern lauter Schande davon hätte. Gleicher gestalt wenn einer für einen grossen Obersten, oder für einen geschickten Schiffmann wolte gehalten seyn, und wäre es nicht, was würde ihm dieses helffen, wenn er andere Leute dieses nicht bereden kan, würde er sich nur darüber betrüben. Und wenn er sie solches beredete, würde er noch unglücklicher seyn. Denn wenn man ihm etliche Schiffe oder eine Armée anvertrauete, würde er sein Amt übel verwalten, und vielleicht seine besten Freunde dadurch verliehren. Es ist eben so gefährlich, wenn einer für reich, tapffer, oder starck wil gehalten werden, und ist es nicht; Denn wenn man ihm dieser wegen etwas zu verrichten aufträgt, das über sein Vermögen ist, und er betreugt die Leute in ihrer Hoffnung, die sie sich hierinnen von ihm gemacht, so läst man ihm solches nicht für genossen ausgehen. Derowegen, wenn man den vor einen Betrieger hält, der seinem Nächsten Geld oder Hausrath abschwatzet, und giebt ihm solches nicht wieder, so ist dieser ein noch viel unverschämterer Betrieger, der, wenn er ungeschickt ist, alle Welt bereden will, daß er fähig sey, das gemeine Wesen zu regieren.

So redete Socrates, und so warnete er seine Zuhörer, sich für der Prahlerey zu hüten.

Der Merckwürdigen Dinge Des SOCRATES Anderes Buch.

Das I. Capitel.

Von der Unterweisung eines Fürsten. Von der Wollust und Unmäßigkeit.

SO pflegte auch Socrates durch seine Lehren seine Freunde anzumahnen, daß sie sich angewehnen solten den Hunger und Durst auszudauren, der Liebe und dem Schlaf zu wiederstehen, und sich zu Frost und Hitze und schwerer Arbeit geschickt zu machen. Und als er hörete, daß einer seiner guten Freunde sehr zärtlich lebete, und sich zur Unmäßigkeit gewehnete, fragte er ihn einsmahls:

Höre doch Aristippe, wenn 2. Jünglinge deiner Zucht und Auferziehung anvertrauet wären, deren einer dermaleinst das Regiment führen, der andere aber nur ein blosser Unterthan seyn solte, auf was Weise woltest du wohl diese Auferziehung anstellen. Wir wollen von Speis und Tranck den Anfang machen.

Es ist nicht mehr als billig, sagte Aristippus, denn Speis

Speis und Tranck ist das vornehmste, und gleichsam der Grund unseres Lebens.

Würdest du sie nicht gewöhnen, versetzte Socrates, daß sie zu einer gewissen Stunde speiseten?

Ohne Zweifel.

Aber welchen unter diesen beyden woltest du wohl lehren, daß, wenn er was nöthiges zu verrichten hätte, er seine Mahlzeit sehr kurtz machte, oder, dieser nothwendigen Verrichtung wegen, wohl von der Mahlzeit aufstehen solte?

Dieses braucht keines grossen Bedenckens, ich würde gewiß den hierzu gewehnen, der zum Regiment bestimmt wäre, damit, wenn er zur Regierung käme, die Händel des gemeinen Wesens nicht auf die lange Banck geschoben würden.

Welchen woltest du ferner unter diesen beyden lehren, daß er nicht alsobald trincken solte, wenn ihn dürstet; daß er sich nicht zum Schlafe angewehne, sondern späte zu Bette gehe, und frühe aufstehe, auch manchmahl gantze Nächte wachen solte; daß er die Liebe und seine andere Gemüths-Neigungen, die ihm am liebsten, zähmen, die Arbeit nicht scheuen, sondern vielmehr sich täglich darinnen üben solte?

Eben den ersten, sagte Aristippus.

Und welchen solte man wohl die Kunst lehren, seine Feinde zu überwinden?

Den ersten, sagte Aristippus, denn ohne diese Kunst wäre das andere alles nichts.

Mir dünckt, sagte Socrates, daß wenn ein junger Fürst auf diese Art, wie wir gesagt haben, auferzogen würde, solte er sich nicht so leichte von seinen

Feinden überrumpeln lassen, als wie dem meisten Theil der unvernünfftigen Thiere wiederfähret. Denn etliche werden durch ihre Leckerhaftigkeit gefangen, wenn man sie mit Speise anlocket, oder ihnen zu trincken fürsetzet. Denn wenn sie gleich noch so mißtrauisch und furchtsam sind, gehen sie doch in die Fallen und Netze, die man ihnen auf diese Art geleget. Andere, als wie die Wachteln und Rephüner, bringet die Geilheit in Unglück, wenn man ihnen nach Art ihrer Weiblein vorpfeiffet, denn so dann folgen sie blindlings der Hitze ihrer Begierde, und lauffen in die ihnen gestellete Netze.

Dieses ist wahr, sagete Aristippus.

Nun wohl dann, begegnete Socrates, ist es nicht dem Menschen eine grosse Schande, wenn er sich eben auf solche Art, wie die unvernünfftigen Thiere, fangen läst, und nichts desto weniger thun dieses nicht die Ehebrecher, die sich in denen Kammern verheyratheter Weiber gleichsam selbst gefangen nehmen, ob sie gleich wissen, daß grosse Gefahr darunter sey, und daß die Gesetze diese Ubelthat sehr strafen? Sie wissen, daß man ihnen nachstellet, ihnen auflauret, und daß, wenn sie ertappet werden, man ihnen keine Gnade erzeiget. Mit einem Worte: Sie sehen, was für schwere Strafen, Schmach und Schande andern Ehebrechern angethan wird. Anderseits ist ihnen nicht unwissend, daß man tausend unschuldige Vergnügungen hat, dieser schändlichen Gemüths-Neigung loß zu werden, und nichts desto weniger rennen sie blindlings mitten in diese Gefahr hinein. Das

heist

heist ja warhaftig recht unglücklich, unverständig und verzweifelt seyn.

Ich habe nichts darwieder zu sagen, sagte Aristippus.

Was meinest du wohl ferner, fuhre Socrates fort. Du siehest, daß die allernöthigsten Geschäfte des Lebens, als der Krieg, der Ackerbau und noch andere unter freyen Himmel geschehen müssen, und nichts desto weniger bemühen sich die Menschen so wenig, die Wärme und Kälte zu vertragen, und sich in allerhand Wetter zu schicken. Ist dieses nicht eine grosse Nachläßigkeit, und meinest du nicht, daß ein Mensch, der andern gebiethen solte, sich geschickt machen müsse, alle diese Verdrießligkeiten auszutauren?

Ja ich bin der Meynung, sagte Aristippus.

Wenn dannenhero diejenigen, begegnete Socrates, die gedultig, mäßig und arbeitsam sind, sich zum Regiment wohl schicken, so wird folgen, daß diejenigen, die keine von diesen Tugenden haben, kein Ehren-Amt im gemeinen Wesen verlangen solten.

Als Aristippus auch dieses einräumete, fuhr Socrates fort: Weil du nun wohl weist, wer sich zum Regiment schickt, und wer darzu untüchtig ist, unter welche Classe wilst du dich selbst rechnen?

Ich, sagte Aristippus, gönne denen Leuten, die das Regiment führen, ihr Glücke sehr gerne. Und wenn ich betrachte, daß ein Mensch genung zu thun hat, seine eigene Sachen zu verrichten, so halte ich nicht dafür, daß derjenige wohl thue, der sich mit

denen Händeln eines gantzen Volcks besackt, und der ein Amt begehret, da er verantworten muß, wenn er nicht andern verschaft, was sie begehren, da er doch selbst für sich nicht alles erlangen kan, was er haben will, sondern sich viel Dinge vergehen lassen muß. Derowegen dünckt mich, daß eine grosse Thorheit sey, nach grossen Ehren zu streben. Denn das gemeine Wesen braucht die Obrigkeits-Personen nicht anders als ich meine Leibeigenen. Ich will, daß sie mir Essen und Trincken und andere Beqvemligkeiten zurichten und anschaffen sollen, und dürffen sich doch nicht unterstehen etwas davon anzurühren, oder selber zu geniessen. Gleicher weise will auch das Volck, daß diejenigen, die den Staat regieren, bekümmert seyn, daß sie voll auf haben mögen, und sehen doch sauer darzu, wenn sie auf ihre eigene Lust und Vortel dencken. Derowegen halte ich davor, daß alle Menschen, die gerne viel zu thun haben wollen, und denen es eine Freude ist, wenn sie auch andern können viel zu thun geben, sich sehr wohl zum Regiment schicken, wenn sie nur so auferzogen sind, wie wir gesagt haben. Aber, was mich betrift, ich befleißige mich eines viel vergnügtern und angenehmern Lebens, und finde keine Neigung bey mir zu der Herrschsucht.

Mein laß uns doch ein wenig betrachten, versetzte Socrates, wer unter diesen beyden ein vergnügter Leben führe, diejenigen, so andern befehlen, oder ihre Unterthanen. Unter denen Nationen die uns bekandt sind, sind die Syrer, die Phrygier, die Lydier

dier in Asien, unter der Herrschaft der Perser, und in Europa sind die Mæotier den Scythen unterthan; In Africa beherrschen die Carthaginenser die übrigen Africaner. Welche unter diesen allen hältest du nun für die Glückseligsten? Ja siehe dich auch in Griechenland um, worinnen du jetzo lebest, welcher Völcker ihren Stand hältest du für glücklicher, derer die andere beherrschen, oder die von andern beherrschet werden?

Aristippus antwortete; Gleichwie ich nicht zu herrschen begehre, so werde ich auch nimmermehr verlangen ein Sclave zu seyn. Alleine es ist eine Mittel-Strasse, die weder zur Herrschaft noch zu der Knechtschaft leitet, nemlich der Weg oder der Stand der Freyheit, auf welchem ich mich zu wandeln befleisse, denn es ist der kürtzeste Weg zu der höchsten Glückseeligkeit zu gelangen.

Wenn du sprächest, sagte Socrates, daß dieser Weg, der weder zur Herrschaft noch zur Unterthänigkeit führet, ein Weg wäre, der einen Menschen von aller menschlichen Gesellschaft abführete, so möchte es noch hingehen; alleine wie wilst du unter Menschen leben, und in diesem Leben einen Stand finden, darinnen man nicht entweder andern zu befehlen hat, oder unterthänig seyn müsse. Siehest du nicht, daß allenthalben die Mächtigen die armen Leute, oder die sich nicht vertheydigen können, unterdrücken, und sich ihrer als Sclaven bedienen, wenn sie ihnen zuvorhero tausend Verdruß und Marter angethan. Und dieses gehet nicht alleine unter gantzen Völckerschaften, sondern auch

unter

unter eintzelen Personen insgemein so her. Finden sich etliche, die sich diesem Joch nicht freywillig unterwerffen wollen, so verderbet man ihre Güter: Man stecket ihnen ihr Getreyde an, man hauet ihnen ihre fruchtbare Bäume um, und in Summa, man thut ihnen so viel Hertzeleid an, bis sie gezwungen werden, sich viel lieber der Knechtschaft zu unterwerffen, als einen so ungleichen Krieg noch länger auszustehen. Also pflegen auch unter privat Personen allezeit die Tollkühnesten und Mächtigsten die Unvermögensten und Furchtsamsten unter ihr Joch zu bringen.

Ich weiß aber hierzu schon guten Rath, daß mir dieses nicht auch wiederfahre, sagte Aristippus; Denn ich binde mich an keine gewisse Republic, sondern ich wandere bald da bald dort hin, und bin an keinem Orte zu Hause.

Warhaftig, versetzte Socrates, dieses ist eine seltsame Erfindung, es wird gewiß nach dem Tode des Sinnis, des Sciron, und des Procrustes keine Räuber mehr in der Welt geben, die denen Leuten aufpassen. Mein betrachte diejenigen, die allezeit in ihrem Vaterlande bleiben. Sie können sich noch vermittelst derer Gesetze wieder die Beleidigungen schützen. Sie haben Anverwandten und Freunde, die ihnen beystehen. Ihre Städte sind befestiget; Sie haben Waffen, sich zu vertheydigen; sie stehen mit ihren Benachbarten in Bündniß, und dennoch können sie sich nicht gantz und gar versichern, daß ihnen nicht von bösen und herrschsüchtigen Leuten eine Gewaltthat wiederfahre. Du aber, der

du

du nicht einmahl einen einigen von diesen Vorteln hast; der du mehrentheils auf der Reise bist; alwo es gefährlich zu seyn pfleget, der du in keine Stadt kömmest, in welcher du nicht geringer als der elendeste Bürger gehalten wirst, mit einem Worte, der du in einem solchen Zustand lebest, darinnen die Landstreicher und Beutelschneider leben, meinest du denn, daß man dir nirgend etwas zu leide thun werde, weil du überall fremde bist, oder denckest du, du werdest überall so durchkommen, weil allenthalben denen Fremden ein freyer Zu- und Abtritt versprochen wird? oder glaubest du, man werde dir deßhalben nichts thun, und dich deiner Freyheit überall geniessen lassen, weil du ein Kerl bist, der weder zu sieden noch zu braten taugt? Denn wer wolte wohl einen Knecht in seinem Hause leiden, der nicht arbeitete, sondern nur stets mit Fressen und Sauffen, Huhren und Buben ein liederlich Leben führete? Aber weist du auch wohl, wie es die Herren mit solchen Knechten anfangen, wenn sie zu geil sind, daß sie jederman anpacken, so gibt man ihnen so lange nichts zu fressen, bis ihnen der Kützel vergangen ist. Sind sie zu stehlen geneigt, so verwehret man ihnen wohl, daß sie nichts mausen können, weil man alles für ihnen verwahret und einschleust. Befahret man sich, sie werden davon lauffen, so leget man ihnen Ketten an. Endlich wenn solche faule Schlüngel nicht arbeiten wollen, so macht man sie mit einem guten Ochsen-Ziemer, oder Prügel munter und geschickt. Ists nicht wahr Aristippus, du machst es selbst nicht anders, wenn du schlimme Knechte hast.

Ja antwortete dieser, ich tractire sie so lange übel, bis sie gut thun. Alleine Socrates, wir wollen unsern ersten Discours wieder vornehmen. Was haben diejenigen, die in der Regierungs-Kunst erfahren sind, und die du für glücklicher als andere Leute hälst, für einen Vorthel für denen, die aus Noth und wieder ihren Willen Kummer und Elend leiden. Denn du sprichst, daß sie sich müssen angewehnen, Hunger und Durst zu vertragen, in Frost und Hitze zu tauren, wenig zu schlaffen, und sich freywillig tausend andern Verdrießlichkeiten zu unterwerffen. Nun kan ich gar nicht begreiffen, was für ein Unterschied darunter sey, ob man wieder Willen gepeitscht wird, oder solches gerne haben will, und daß man seinem Leibe auf diese oder jene Art etwas zu leide thue, ausser daß ich erkenne, daß derjenige, der freywillig nach Schmertzen und Unlust trachtet, ein grosser Narre seyn müsse.

Wie, antwortete Socrates, kanst du diesen Unterschied unter freywilligen und gezwungenen Dingen nicht begreiffen, daß derjenige, den hungert oder dürstet, weil es ihm so gefällt, auch essen und trincken kan, wenn er will; Alleine derjenige, der gezwungen und wider seinen Willen etwas beschwerliches leidet, desselbigen Endschaft nach seinem Gefallen nicht zu wege bringen kan. Uber dieses, so hat der, der freywillig mühsame Dinge unternimmt, einen grossen Trost und Vergnügen in der Hofnung, die ihn darzu antreibet. Die Jäger achten die Mühe und Arbeit der Jagt nicht verdrießlich zu seyn, weil sie die Hofnung haben, das gejagte Wild

zu

zu überkommen, und dieses was sie gefangen, und ihre Mühe damit gleichsam belohnen, ist doch eine geringe Sache und von schlechten Werth. Solten nun die, die sich befleißigen, die Freundschaft tugendhafter Leute zu gewinnen, ihre Feinde zu überwinden, zu erlernen, wie sie ihrem Hauswesen wohl vorstehen, und ihrem Vaterlande gute Dienste leisten könten, nicht mit Lust die hierzu gehörige Mühe und Arbeit ausstehen, und hernach ein vergnügtes Leben führen, indem sie erstlich mit sich selbst wohl zu frieden sind, und hernach von andern Leuten gelobet und für glücklich geachtet werden.

Das II. Capitel.

Socrates beweiset das/was er im vorigen Capitel geredet/durch den Beyfall anderer Leute.

Fabel von den Hercules, der Tugend und der Wollust.

ENdlich damit ich dir desto deutlicher beweise, fuhr Socrates fort, daß es gut sey zu arbeiten, so ist dieses eine gemeine Regel in den Schulen, und wo man die Jugend aufzuziehen pfleget, daß der Müßiggang und alle Belustigungen, die man alsobald in einem Augenblick empfindet, dem Leibe schädlich seyn, und dem Gemüthe nichts lernen, was sich der Mühe verlohnet. Alleine durch Mühe, Arbeit und Gedult bahnet man sich den Weg zu denen ruhmwürdigsten und tugendhaftesten Thaten. Dieses ist allezeit die Meynung kluger Leute gewesen. Hesiodus

siodus sagt an einem Orte: **Es ist gantz leichte, ein faules müßiges Leben zu führen / der Weg ist gantz gerade / und du darffst nicht weit gehen; alleine der Tugend-Weg wird durch Verordnung der Götter von Mühe und Arbeit bewacht / er ist lang und sehr beschwerlich / und man trifft darauf nichts als Dornen und ungangbare gähe Felsen an; alleine wenn man einmahl diese Mühe überwunden / und auf den Gipffel des Felsen gelanget / so ist der übrige Weg sehr angenehm und lustig.** Gleicher weise sagt Epicharmus: **Die Götter verkauffen ihre Gaben um Arbeit.** Und an einem andern Orte: **Mein trachte nicht so emsig nach einem bequemen und müßigen Leben / denn ich fürchte sonst / du werdest dir damit ein mühsames und verdrießliches auf den Hals laden.** Der weise Prodicus ist auch dieser Meynung. Denn er sagt, wo mir recht ist, folgendes in seinem Buch von dem Leben des Hercules, daß Hercules, als er seine Kinder-Schuhe abgelegt, und das Alter betreten, in welchem junge Leute anfangen, ihre Herren zu seyn, sich habe an einen entlegenen Ort begeben, und daselbst tiefsinnig nachgedacht, ob er ein faules und müßiges, oder ein arbeitsames Leben erkiesen solte. Als er nun in grossem Zweifel gestanden, und nicht gewust, worzu er sich resolviren solte, hätte er zwey grosse Frauens-Personen erblicket, die auf ihn zugegangen. Die eine hatte ein artiges und freyes Gesichte; Alle ihre Reitzungen waren natür-

lich.

lich. Sie war gantz sauber, reinlich, und in einem weissen Habit angekleidet. Aus ihren Augen liesse sie eine grosse Schamhaftigkeit, und aus allen ihren Minen eine ungemeine Sittsamkeit blicken. Die andere war dicke und fett, und schiene sehr zärtlich zu seyn. Sie hatte sich wacker geschminckt, daß sie weisser und röther schiene, als sie war. Sie zwange ihre Gestalt gantz mercklich, daß man sie für länger halten solte, als sie war. Ihre Blicke waren kühn und unverschämt. Sie war solcher gestalt gekleidet, daß man durchgehends ihre Schönheit durch die Kleider sehen konte. Sie besahe sich selbst sehr offt, und gab Achtung, ob man sie auch ansähe. Ja sie sahe zum öfftern hinter sich nach ihrem eigenen Schatten. Als sie nicht weit von dem Hercules kamen, wolte diese letzte der ersten, die stetswährend gantz sittsam und ernsthafft fortgienge, zuvor kommen, und lief dannenhero mit geschwinder Eile zu dem jungen Helden, und redete ihn also an: Ich sehe, mein allerliebster Hercules, daß du zweifelhafftig bist, was für eine Lebens-Art du ergreiffen sollest. Wenn du es mit mir halten, und mir folgen wilst, so wil ich dir den allerlustigsten und leichtesten Weg zeigen, es soll kein Vergnügen auf der Welt seyn, das ich dir nicht geben wil, und du sollst deine gantze Lebens-Zeit über nichts von Arbeit und Verdruß wissen. Du solst dich weder um den Krieg oder die beschwerlichen Staats-Affairen bekümmern. Du solst nichts thun, als essen und trincken. Deine Augen weiden, deine Ohren vergnügen, wohlriechende Sachen um dich haben, belustigende Dinge anrüh-

ren, einer vergnügten und Beneidungs-würdigen Liebe pflegen, sanffte schlafen, und endlich solst du alles dieses ohne einige Mühe geniessen. Und wenn du dich etwan befürchtest, es werde dir an Mitteln ermangeln, diese Dinge allezeit zu erhalten, so darffst du nicht meynen, daß du dir es werdest dürffen lassen sauer werden, oder mit dem Leibe oder Gemüthe arbeiten, daß du dir den Genuß derselben zuwege bringest. Denn andere Leute werden für dich arbeiten müssen, und du darfst nur alle Gelegenheiten ergreiffen, dir ihre Arbeit zu Nutze zu machen. Denn ich gebe allen denen, die es mit mir halten, freye Macht und Gewalt, von andern dasjenige, was sie vergnügt, zu nehmen. Hercules, als er sie solcher gestalt reden hörete, fragte sie, wie sie hiesse? worauf sie antwortete: Diejenigen, so mich lieben, nennen mich die Glückseligkeit, aber meine Feinde bemühen sich mich unter dem Nahmen der Wollust verhast zu machen. Inzwischen ware die andere Weibs-Person angenähert, und redete den Hercules folgender gestalt an: Ich komme dir entgegen, weil ich deine Eltern wohl kenne, und von Kindheit an deine gute Zuneigungen und Ubungen beobachtet habe. Dieses gibt mir eine grosse Hoffnung, du werdest dich auf meine Seite begeben, und nicht säumig seyn, preißwürdige Thaten zu verrichten. Weshalber ich versichert bin, daß ich mit dir grosse Ehre werde einlegen. Im übrigen wil ich dich durch süsse Schmeicheleyen, wie die Wollust gethan, nicht betrügen, sondern ich wil dir die Sachen vorstellen, wie sie an sich selbsten sind, und wie sie die Götter verordnet

net haben. Alles dasjenige, was vortrefflich und schöne in der Welt ist, wollen die Götter, daß man es durch Mühe und Sorge erwerben solle. Denn wenn du von den Göttern begnadiget seyn wilst, must du sie ehren und anbeten. Wilst du den Beystand guter Freunde geniessen, must du sie durch gefällige Dienste auf deine Seite bringen. Du must durch deine Thaten gantze Völckerschafften verpflichten, dir Ehre zu bezeugen, und dich bemühen, dem gantzen Griechenlande grosse Dienste zu erweisen, wenn du verlangest, daß dich gantz Griechenland ehren soll. Wenn du die Früchte der Erden geniessen wilst, so must du sie sorgfältig bauen. Du must deiner Heerde wohl pflegen, wenn du dich dadurch zu bereichern gedenckest. Wilst du durch Waffen dein Glück befestigen, must du dich geschickt machen, deine Freunde zu vertheidigen, und deine Feinde dir zu unterwerffen. Du must das Kriegs-Handwerck unter der Anführung tapfferer Obristen lernen, und wenn du die Wissenschaft davon erlanget hast, must du bemühet seyn, dieselbe an Mann zu bringen. Und endlich, wenn du deinen Leib wilst geschickt machen, dasjenige zu verrichten, was du begehrest, must du denselben durch Schweiß und Arbeit darzu gewehnen. Hier konte sich die Wollust nicht länger enthalten, sondern fiel der Tugend in die Rede, und sprach: Hörest du wohl, mein allerliebster Hercules, was für einen rauhen und verdrießlichen Weg man dir vorschlägt, dein Vergnügen zu erlangen, da hingegentheil der meinige leichte und annehmlich ist. Worauf die Tugend versetzte: O du Unglückselige,

von was vor Vergnügen kanst du wohl reden, da du dir doch nicht die geringste Mühe nimmst, dir solche zu verschaffen, und da du dich in denen Belustigungen herum wältzest, ehe du noch einen Appetit darzu empfindest. Du issest ohne Hunger, und trinckest ohne Durst, du hast viel Köche von nöthen, daß man dir einen Appetit zum Essen machet, und du findest keine Annehmlichkeit im Trincken, wenn man dir nicht die kostbarsten und seltsamsten Weine verschaffet, und wenn du nicht mitten im Sommer Schnee und Eyß die Fülle hast. Du begnügest dich nicht an gemeinen Betten, wenn du schlaffen wilst, sondern du must die allerkostbarsten und ausgeschmücktesten Schlaf-Zimmer und Bettstellen haben. Denn du schläffest nicht von der Arbeit auszuruhen, sondern aus Faulheit, damit dir die Zeit nicht lang werde, weil du nichts zu thun hast. Du gebrauchst dich der Liebe, nicht der Nothwendigkeit der Natur damit zu Hülffe zu kommen, sondern du bemühest dich durch tausend Erfindungen dir Lust und Begierde zu erwecken. Du vermischest schändlicher Weise den natürlichen Gebrauch beyderley Geschlechts. Die Nacht beflecktest du durch unzählige Unfläthereyen, und die beste und nützlichste Zeit des Tages bringest du mit einem verächtlichen Schlafe zu. Im übrigen bist du zwar unsterblich, aber die Götter haben dich aus ihrer Gesellschaft verstossen, und unter denen Menschen haben alle rechtschaffene und vortreffliche Leute einen Abscheu vor dir. Du rühmest dich zwar glücklich zu seyn, und nichts desto weniger hast du niemahls dasjenige gehöret, was denen Ohren das

grö-

gröste Vergnügen zu geben pfleget, wenn man nemlich sich von andern Leuten rühmen höret, und du hast niemahls dasjenige gesehen, was am allerannehmlichsten ist, nemlich ein schönes Werck, das man selbst mit seinen Händen verfertiget. Wer wolte dannenhero deinen Worten glauben, und wer wolte so unverständig seyn, sich unter der Gesellschaft dererjenigen, die dir nachfolgen, zu wünschen. Die jungen Leute sind gantz Weibisch, und haben nichts von den Männern als den blossen Nahmen, und die alten sind gantz entkräftet, und ohne Verstand. In der Blüte ihres Alters führen sie ein wollüstiges und faules Leben, und im Alter sind sie mit Arbeit und Elend überhäuft. Sie schämen sich ihrer vergangenen Thaten, und bekümmern sich über ihren gegenwärtigen Zustand. Sie betrüben sich umsonst, daß ihre Glückseeligkeit mit ihrer Jugend vorbey gestrichen, und daß sie den übrigen Rest ihrer Lebens-Zeit kein Ende ihres Verdrusses sehen. Aber ich gehe mit den Göttern, und mit denen berühmtesten Leuten um; ohne mich geschiehet nichts vortreffliches weder im Himmel noch auf der Erden. Ich werde von Göttern und Menschen, die mich kennen, alleine hochgehalten. Ich leiste denen Handwercks-Leuten die angenehmste Gesellschaft in ihrer Arbeit. Denen Haus-Vätern bewache ich ihr Haus und Vermögen, und beschütze treue Diener und Hausgenossen. Die Friedens-Geschäfte helffe ich zu einen glücklichen Ende bringen, und im Kriege kan man ohne mich nichts gutes verrichten. Keine Freundschaft ist ohne mich dau-

dauerhaft, weil ich ihr gleichsam einig und alleine das Leben gebe. Meine Freunde dürffen sich nicht bekümmern kostbare Gastereyen anzustellen, aber sie essen und trincken allezeit mit Lust, weil sie sich hierzu des Hungers und Dursts bedienen. Der Schlaf ist ihnen unendlich süsser, als denen die nicht arbeiten; und nichts desto weniger können sie sich ohne Verdruß derselben zu rechter Zeit entbrechen, und versäumen deßhalben nicht die geringste Gelegenheit, ihr Amt und Schuldigkeit in acht zu nehmen. Die jungen haben das Vergnügen, daß sie von den alten gelobet werden; die Alten aber, daß ihnen die Jungen die gröste Ehre erweisen, und das Andencken ihrer vergangenen ruhmwürdigen Thaten vergnügt sie nicht weniger als der glückliche Ausgang der gegenwärtigen. Solcher gestalt sind sie durch meinen Beystand von denen Göttern begnadiget, von denen Freunden geliebet, und von ihrem Vaterlande geehret, und wenn ihre bestimmte Sterbens-Zeit herbey nahet, so stirbt ihr Gedächtniß nicht mit ihnen, sondern ihr ruhmwürdiges Andencken grünet immerdar in dem Gedächtniß aller Menschen. Du kanst demnach großmüthiger Hercules, der du aus einem Durchlauchtigsten Stamme entsprossen bist, diese grosse Glückseeligkeit geniessen, wenn du dasjenige thun wilst, was ich dir gesagt habe.

Siehest du nun Aristippus, was die Tugend nach der Meynung des Prodicus dem Hercules vor eine Lehre gegeben habe. Du kanst leicht glauben, daß er seine Gedancken mit schönerern und geschmück-

schmückteren Worten als ich gethan, ausgezieret habe. Dem sey aber wie ihm wolle, so ist es höchst billig, daß du dieser Lehre folgest, und daß du von nun an mehr auf daß künftige als gegenwärtige bedacht bist.

Das III. Capitel.

Gespräch des Socrates mit seinem ältesten Sohne/ von der schuldigen Danckbarkeit/ mit der ein Kind seinen Eltern verpflichtet ist.

ALs Socrates sahe, daß sich sein ältester Sohn Lamprocles über seine Mutter erzürnet hatte, sprach er zu ihm: Hast du wohl jemahls gehöret, mein Sohn, daß man von undanckbaren Leuten geredet habe?

Sehr offt, antwortete der Jüngling.

Weist du aber auch, warum man die Leute undanckbar nennet, fragte Socrates?

Lamprocles antwortete: Man nennet diejenigen Leute undanckbar, die, wenn man ihnen gutes erwiesen, bey gegebener Gelegenheit uns nicht dergleichen erweisen.

So hältst du denn davor, sagte Socrates, daß die Undanckbarkeit ein Stück von der Ungerechtigkeit sey?

Ja ich glaube es, sagte Lamprocles.

Alleine, begegnete Socrates, hast du mein Tage nicht erwogen, was diese Ungerechtigkeit für eine Beschaffenheit habe? Denn gleichwie es sonsten

unrecht ist, seinen Freunden etwas zu leide thun, da man im Gegentheil das Recht hat, solches denen Feinden zu erweisen, kan man auch wohl dergleichen von der Undanckbarkeit sagen, daß es unrecht sey, seinen Freunden undanckbar zu seyn, und recht, wenn man seinen Feinden nicht danckbar ist.

Ich habe offte daran gedacht, antwortete Lamprocles, und mich dünckt, daß es absolut unrecht sey, undanckbar zu seyn, man mag nun solches gegen Freunde oder Feinde seyn.

So wird demnach, sagte Socrates, die Undanckbarkeit allezeit ein Laster seyn?

Als nun Lamprocles solches bejahete, fragte Socrates ferner: Und derjenige, dem man viel und theure Gutthaten erwiesen, und ist doch undanckbar, wird auch nothwendig ungerechter und lasterhafter seyn müssen?

Lamprocles gab auch dieses zu.

Nun wohl, fuhr Socrates fort, wer erweiset einem Menschen wohl grössere Gutthaten, als die Eltern denen Kindern erweisen. Denn sie geben ihnen das Leben, und setzen sie in einen Zustand, daß sie die Wunder der Natur betrachten, und die vielfältigen Gutthaten, mit denen die Götter die Menschen beseligen, geniessen können, welche von denen Menschen so hoch gehalten werden, und ihnen so angenehm sind, daß sie auf der Welt nichts mehr fürchten, als dieselben durch den Tod zu verliehren. Dannenhero hat man auch in dem gemeinen Wesen auf die allergrösten Laster die Todes-Strafe geleget, weil nichts erschrecklicher ist, und welches die Raserey der Gott-

losen

losen mehr im Zaum halten könte, als die Furcht für dem Tode. So darffst du auch nicht meynen, daß die Menschen aus Begierde ihre Lust zu stillen sich verheyrathen; Denn hierzu hat man gantz andere Mittel, und man findet derer gnungsam auf denen Strassen und in Häusern; sondern wir befleißigen uns sorgfältig unter dem weiblichen Geschlechte jemand auszusuchen, mit welcher wir verhoffen seine Kinder zu zeugen, und diese heyrathen wir. Nachmahlen ist die gröste Sorge des Mannes, wie er seine Frau, der die gröste Last die Kinder in Mutterleibe zu tragen auf dem Halse lieget, ernähren, und seinen noch ungebohrnen Kindern einen Vorrath nach dem andern, und so viel er thun kan, anschaffen möge. Anderes Theils trägt die Mutter das Kind als eine ziemlich beschwerliche Last so viel Monaten lang in ihrem Leibe, mit grossem Verdruß und Gefahr, sie theilet ihm ihre eigene Lebens-Mittel mit, und wenn sie das Kind mit dem grösten Schmertzen zur Welt gebohren, säuget sie es, und träget ferner Sorge für seine Nahrung und Auferziehung; und dieses thut sie, da sie doch von dieser bey nahe unvernünfftigen Creatur, die diejenige, so ihm diese Gutthat erweiset, nicht einmahl kennet, und nicht weiß, was ihm mangelt, viel weniger solches fordern kan, die geringste Gutthat nicht erhalten hat. Sie muß dannenhero fast alles errathen, was dem Kinde gut und nützlich ist, und läst sich es sehr angelegen seyn, ihm solches zu geben. Tag und Nacht wartet sie dem Kinde auf, und kan sich keinen Lohn für alle diese Mühe gewiß versprechen. Ferner, wenn die Kinder zu dem Alter

kommen, daß sie was lernen können, so befleißigen sich die Eltern, ihnen alles das zu lehren, was sie nur selbst wissen, daß es zu Führung eines glückseligen Lebens von nöthen sey. Und wenn sie sehen, daß jemand anders geschickter als sie selbst seyn, so führen sie ihre Kinder dahin, und sehen keine Unkosten an, sondern streben eintzig und alleine dahin, daß aus ihren Kindern möge was rechtschaffenes werden.

Wahrhafftig, wiederredete Lamprocles, wenn meine Mutter gleich alles dieses und noch hundertmahl mehr für mich gethan hätte, so ist es doch unmöglich, daß man ihre unerträgliche Weise ausdauren könte.

Mein, sagte Socrates, denckest du nicht, daß es viel unerträglicher sey, ein wildes Thier stets um sich zu leiden, als eine Mutter.

Ja, das weiß ich wohl, sagte Lamprocles, wenn es nur nicht eine Mutter wie meine Mutter ist.

Je, was hat sie dir denn gethan, fragte Socrates, das so gar arg ist, hat sie dich denn gebissen, oder hat sie dich mit Füssen getreten, wie die erzürneten Bestien zu thun pflegen?

Ey es hat sich wohl, antwortete Lamprocles, aber sie hat ein Gekeiffe, daß einem die Ohren wehe thun, und sich kein Mensche das Leben wünschen würde, dasselbige anzuhören.

Höre doch mein Sohn, sagte Socrates, wie viel Verdruß hast du ihr wohl in deiner Jugend mit deinem continuirlichen Schreyen und ungezogenen Thaten, so wohl bey Tage als Nacht gemacht, die viel-

vielleicht ja so unerträglich gewesen. Was für Ungelegenheit hat sie müssen ausstehen, wenn du kranck gewesen bist?

Zum wenigsten, versetzte Lamprocles, habe ich ihr doch nichts gethan, oder gesagt, daß sie Schande von mir hätte, oder sich meiner schämen dürffte.

Nun wohl, sprach Socrates, so bist du dann viel unleidlicher, die Reden deiner Mutter anzuhören, als die Comödianten auf denen Theatris seyn, die gantz nicht ungedultig werden, wenn sie gleich hören müssen, daß einer dem andern noch viel gröbere und härtere Worte giebt, oder wohl gar schläget; Denn sie wissen wohl, daß derjenige, so solches thut, nicht die Intention hat, ihnen einiges Leyd zuzufügen. Und du kennest ja deine Mutter wohl, und bist versichert, daß ihre Reden nicht aus einem Haß herrühren, den sie gegen dir trägt, weil du weist, daß sie dich von Hertzen liebet. Und wie kanst du nun bey dieser Bewandniß dich über dieselbe erzürnen? oder bildest du dir etwan ein, daß sie dir nicht gut sey?

Keines weges, antwortete Lamprocles.

So bedencke dann, fuhr Socrates fort, was du gesagt hast, daß deine Mutter ärger sey, als ein wild Thier. Deine Mutter, die dich so hertzlich liebet, die dich so fleißig in deiner Kranckheit wartet, die so grosse Sorge für dich trägt, daß dirs an nichts mangeln solle, die täglich die Götter vor dich bittet. Ey mein Sohn, wahrhaftig, wenn du mit deiner Mutter nicht vergnügt leben kanst, so kanst du gewiß keine guten Tage ertragen. Oder denckst du vielleicht, man müsse nie-

niemand was nachgeben, und sich submittiren? Und fragst du vielleicht nach keinem Menschen in der Welt, wenn es auch gleich ein General oder eine andere hohe Obrigkeit wäre?

Bey leibe nicht, ich befleißige mich vielmehr denen Leuten nachzugeben, sagte Lamprocles.

Und also wirst du dich auch bemühen, deines Nachbars gute Gunst zu erhalten, damit er dir in Wiederwärtigkeit und Nöthen beystehe, und andere gute Dienste leiste, worinnen man einen guten Nachbar zu brauchen pfleget.

Es ist kein Zweifel.

Und wenn du mit einem reisest, es sey zu Wasser oder Lande, gilt dir es gleich viel, ob er dein Freund oder Feind ist?

Keines weges, sondern ich bemühe mich vielmehr ihn zu meinem guten Freunde zu haben.

So siehest du demnach, sagte Socrates, daß du recht unglücklich bist, indem du dich bemühest, dieser Leute Gunst zu erhalten, und wilst doch deiner Mutter nicht nachgeben, die dich doch unvergleichlich mehr liebet, als alle solche Leute. Weist du nicht, daß die Gesetze um gemeine Undanckbarkeiten sich nicht bemühen, und keine Klage wider dieses Laster verstatten, auch diejenigen nicht bestrafen, die denen nicht wieder gutes thun, von denen sie Gutthaten empfangen; Alleine wenn einer denen Eltern nicht die gehörige Gebühr erweiset, daß sie diesen straffen, und ihn zu keinem öffentlichen Ehren-Amt kommen lassen, weil man davor hält, daß die Opffer eines solchen Menschen, oder was er sonst für das gemeine Wesen

thun

thun würde, weder denen Göttern noch Menschen werde angenehm seyn, und also das gemeine Wesen keinen Vortheil, sondern vielmehr Schaden von ihm werde zu gewarten haben; und daß derjenige, der die gröste Unbilligkeit begehet, wenn er seinen Eltern nicht erweiset, was ihnen gehöret, gantz unfähig seyn werde, jemand Recht zu verschaffen. Ja man pfleget gar, wenn junge Leute zu Ehren-Aemtern gelangen wollen, gantz embsig zu untersuchen, ob sie auch die Grabstätten ihrer Eltern, nach dem gewöhnlichen Gebrauch, geschmücket und gezieret haben. Und wenn solches nicht geschehen, werden sie ja so wohl als die ersten verworffen. Derowegen, mein Sohn, wenn du weise bist, so magstu wohl die Götter um Verzeihung bitten, wegen der Beleidigung deiner Mutter, damit sie dich nicht für einen Undanckbaren halten, und dir ihre Gutthaten entziehen. Schäme dich auch künfftig, daß die Leute nicht mercken, daß du deine Mutter verachtest, denn man wird sonst nichts von dir halten, und wird kein ehrlicher Mann gerne mit dir umgehen. Denn wenn man dich in Verdacht ziehen wird, daß du deine Eltern mit Undanck belohnet, so wird sich niemand bereden, daß du gegen anderer Leute Gutthaten danckbar seyn werdest.

Das IV. Capitel.

Socrates Gespräch mit dem Chærecrates von brüderlicher Freundschafft.

ZWey Brüder, Chærephon und Chærecrates, stunden nicht wohl mit einander. Als Socrates, der

der ihrer beyder guter Freund war, dieses merckte, und sie gerne wieder vereinigen wolte, redete er den Chærecrates, so bald er ihn antraf, folgender gestalt an: Ich sehe wohl, du bist auch unter der Zahl derjenigen, die da glauben, ihr Reichthum und Vermögen könne ihnen mehr nutzen, als ein Bruder, und die nicht betrachten, daß der Reichthum, als eine leblose Sache, von andern beschützet werden muß, da hingegen ein Bruder den andern selbst beschützen kan. Zu geschweigen, daß Geld und Gut gar was gemeines, die Brüder aber ziemlich rar sind. Denn solche Leute haben wunderliche Einbildungen, indem sie sich bereden, ein Bruder thue ihnen grosses Unrecht, weil sein Gut und Vermögen nicht ihre ist, und beschuldigen doch dergleichen ihre andere Mitbürger nicht, ob sie auch gleich derselben ihre Güter nicht besitzen. Sie sind so unverständig nicht, daß sie nicht begreiffen solten, es sey besser in friedlicher Gesellschafft mit andern Leuten zu leben, und seines wenigen Vermögens versichert zu seyn, als aller Gesellschafft beraubet, aller seiner Nachbarn Vermögen haben, und allen Gefährlichkeiten unterworffen zu seyn, derer sich ein Mensch, der ausser Gesellschafft lebet, befahren muß. Und nichts desto weniger wollen sie diese vernünfftige Anmerckungen, wenn man selbige auf die Gesellschafft der Brüder appliciret, vorsetzlich nicht verstehen. Wenn sie reich seyn, kauffen sie sich einen Hauffen Knechte, die ihnen an die Hand gehen. Sie bemühen sich viel Freunde zu machen, die ihnen bey Gelegenheit gute Dienste erweisen, aber um ihre Brüder bekümmern sie sich

gar

gar nicht, gleich als ob ein Bruder zur Freundschafft nicht eben so geschickt wäre, als ein anderer Mensch. Unterdessen vermehret es die Freundschafft um ein merckliches, wenn man aus einem Geblüthe entsprossen, und mit einander auferzogen ist, in Ansehen auch die Bestien einige Zuneigungen gegen andere Thiere, mit denen sie auferzogen worden, behalten. So ist auch über dieses ein Mann, der einen Bruder hat, in grösserer Achtung, und man nimmt sich mehr in acht, daß man ihn nicht beleidige.

Chærecrates antwortete: Wahrhaftig, es ist eine grosse Glückseligkeit, einen guten und aufrichtigen Bruder zu haben, und wenn man nicht gantz und gar mit ihm zufallen ist, so halte ich wohl davor, daß man ihm etwas zu gute halte, und sich von ihm aus geringen Ursachen nicht absondern soll. Alleine wenn ein Bruder gar zu nichts nütze ist, und wenn er uns allen Verdruß anthut, auch selbst mit aller Gewalt mit uns brechen will, so ist es ja unmöglich ihn zu behalten, und mit ihm in guter Verständniß zu leben.

Mißfället denn dein Bruder, begegnete Socrates, andern Leuten auch so wie dir, oder halten andere etwas auf ihn?

Ja dieses verdreust mich eben am meisten auf ihn, sagte Chærecrates; Denn er bemühet sich hertzlich, daß er sich andern Leuten angenehm mache, wenn er aber bey mir ist, es mag seyn wo es will, so ists, als wenn er sich nichts anders vorgenommen hätte, als mich zu erzürnen, und mir Verdruß anzuthun.

Vielleicht kömmt dieses aus andern Ursachen her,

versetzte Socrates, die ich dir erklären will. Ist es nicht wahr, wer ein Pferd hat, und kan es nicht regieren und im Zaum halten, der hat nur lauter Verdruß und Schaden davon; Also auch, wenn einer nicht weiß wie er mit seinem Bruder soll umgehen, darff man sich auch nicht wundern, wenn man ohne Verdruß nicht davon kömmt. Meynest du denn, sagte Chærecrates, daß ich nicht wisse, wie ich mit einem Bruder solle umgehen? Denn gewiß, ich werde ihm niemahls in meinem Thun und Reden keine Liebe und Höflichkeit schuldig bleiben, wenn er mir dieselbige auch erweiset. Wenn ich aber sehe, daß er mit Fleiß alle Gelegenheit sucht, mir etwas zum Possen zu thun, und ich solte ihm Liebe und Höflichkeit erweisen? Das ist mir unmöglich, und ich wolte mich nicht einmahl bemühen, daß ichs versuchte.

Stelle dich nicht so wunderlich, sagte Socrates; Ists nicht wahr, wenn du einen guten Schaafhund hast, der freundlich mit dem Hirten thut, gegen dir aber, weil er dich noch nicht kennet, die Zähne bläcket und dich beissen wil; Du erzürnest dich deswegen nicht über den Hund, und prügelst ihn, sondern du streichelst ihn, und giebst ihm zu fressen, daß du ihn besänftigest. Nun sprichst du, ein aufrichtiger Bruder wäre eine grosse Glückseligkeit; du sprichst, du wüstest wohl, wie man den Leuten begegnen, und sich bey ihnen insinuiren müste, und gleichwohl practicirest du solches nicht, und erweisest in der That, daß du das Gemüthe deines Bruders Chærephons gewönnest.

Ich

Ich befahre mich, sagte Chærecrates, alle meine Kunst und Geschicklichkeit werde disfalls vergebens und umsonst seyn.

Mich dünckt gleichwohl, sprach Socrates, daß man hierzu keine sonderliche Kunst und Erfindung brauchen müsse, sondern daß diejenige, die du albereit selbst weist, schon zulänglich sey, ihn dahin zu bringen, daß er dich doch hoch halte und dich liebe.

Ey mein, sagte Chærecrates, wenn du gemerckt hast, daß ich geschickt bin mich bey den Leuten angenehm zu machen, so sage es mir doch, denn ich habe es selbst noch nicht bishero bey mir wahrgenommen.

Darzu wollen wir bald kommen, versetzte Socrates. Wie woltest du es wohl machen, wenn du gerne sähest, daß einer von deinen Bekandten, wenn er bey einem Opffer, oder sonst, ein groß Gast-Gebot anzustellen willens wäre, dich auch darzu bäte?

Ich wolte ihn erst zu meinem Opffer bitten.

Und wenn du ihn bewegen woltest, daß er, wenn du eine Reise vorhättest, sich deiner Geschäffte annähme?

Ich wolte mich erst, wenn er abwesend wäre, der seinigen annehmen.

Und wenn du woltest, daß ein Fremder dich beherbergte, wenn du in seine Stadt kämest?

Ich wolte ihn zu mir in mein Haus nehmen, wenn er zu Athen wäre, und wolte ihm helffen, daß er seine Sachen bald zu Stande brächte, damit er mir auf gleiche Weise behülflich wäre, wenn ich zu ihm käme.

Das ist artig, sagte Socrates, daß du die Kunst, dich beliebt zu machen, so vollkommen weist, und hältest doch damit so hinter dem Berge. Alleine vielleicht kömmt dir es sauer an, deinem Bruder nachzugehen, und befürchtest dich vielleicht, man werde dir solches für übel halten. Gleichwohl dünckt mich, daß derjenige allezeit mehr Ehre davon habe, der den Anfang macht, entweder dem Feinde Abbruch zu thun, oder seinen Freunden gutes zu erweisen. Und wenn ich davor gehalten hätte, daß Chærephon sich besser als du darzu schickte, den Anfang zur Freundschafft zu machen, so wäre ich zu ihm gangen, und hätte mich bemühet, ihn hierzu zu disponiren. Aber so habe ich davor gehalten, daß du dich besser hierzu schicktest, und daß solcher gestalt, wenn du den Anfang machtest, die Sache besser von statten gehen werde.

Wie kanstu mir so einen einfältigen Rath geben, begegnete Chærecrates. Das hätte ich gewiß deiner Weisheit nicht zugetrauet. Du weist, daß ich der jüngste bin, und sprichst: Ich solle den Anfang machen. Nun ist aber bey allen Völckern der Gebrauch, daß man dem ältesten Bruder die Ehre überläst in allen Dingen den Anfang zu machen.

Dieses ist gewiß ein schwerer Einwurff, lächelte Socrates, ist es nicht auch überall der Gebrauch, daß der jüngere Bruder dem älteren die Ober-Stelle giebt, daß er auffstehet, und ihn freundlich grüsset, wenn er ihn siehet vorbey gehen; Daß er ihm den besten Platz am Tische überläst, und daß er stille schweiget, so lange der älteste redet. Derowegen säume dich nicht länger, dasjenige zu thun, was ich

dir

dir gerathen habe. Gehe hin, und besänftige deinen Bruder. Er wird diese Höflichkeit und Gutwilligkeit mit Freuden annehmen; Denn ich weiß, daß er ein ehrlicher und großmüthiger Mann ist. Und gleichwie man kein besser Mittel hat, niedrige Gemüther zu gewinnen, als wenn man ihnen was schenckt; Also kan man einem ehrlichen Mann nicht besser das Hertze stehlen, als wenn man ihm mit Freundschafft und Freundlichkeit zuvor komt.

Alleine, versetzte Chærecrates, wie, wenn aber mein Bruder sich nicht accommodiren wolte, wenn ich gleich alles dieses thäte, was du mir gerathen.

Zum wenigsten wirst du keinen Schaden davon haben, sagte Socrates; Denn du würdest dadurch erweisen, daß du ein tugendhafter Mann wärest, der seinen Bruder liebete, und daß er hingegen ein ungezogener Mann sey, der nicht werth wäre, daß sich ein ehrlicher Mann seinethalben bemühete. Alleine du darfst dich nicht befahren, daß es so ablauffen werde, ich glaube vielmehr, wenn er sehen wird, daß du ihm mit Höflichkeit und Gutthaten zu bestreiten suchest, er sich äusserst werde angelegen seyn lassen, dich in einem so ehrlichen Streit mit noch angenehmern Waffen zu überwinden. Ihr lebet gleichwohl jetzo in einem recht elenden Zustand, und gemahnet mich nicht anders als zwey Hände, die einander zu verhindern suchen, da sie doch die Götter geschaffen haben einander zu helffen; oder zwey Füsse, die dem Menschen gegeben sind, daß er desto besser damit fortkommen solle, und die doch einander verhindern wolten, daß er nicht einen Schritt fortgehen könte.

Wäre es aber nicht eine grosse Unwissenheit und Unglück, wenn man dasjenige, dadurch man sein grösstes Vergnügen machen kan, nur darzu anwenden wolte, sich damit Verdruß auf den Hals zu laden? Nun glaube ich gewiß, daß uns GOtt Brüder zu unserm Vortheil gegeben habe, und daß zwey Brüder weit höher zu schätzen seyn, als zwey Hände, zwey Füsse, zwey Augen, oder andere dergleichen Gliedmassen, die uns die Natur doppelt, als zwey Brüder, gegeben. Denn man kan doch mit zwey Händen nicht zugleich zwey Sachen ergreiffen, die sechs Ellen von einander liegen, und mit zwey Füssen kan man doch nicht gar zu grosse Schritte thun. Ja man kan mit zwey Augen nicht zugleich vor und hinterwerts sehen. Alleine wenn zwey Brüder gute Freunde seyn, so ist ihnen nichts so entfernet, daß sie einander darinnen nicht dienen könten; oder wenn sie noch so weit entfernet wären, daß sie nicht einander solten können hülfliche Hand bieten.

Das V. Capitel.

Ein anderer Discurs des Socrates von nachläßigen Freunden.

ICh erinnere mich noch eines andern Discurses, den Socrates von der Freundschafft gehalten, daraus man was gutes lernen kan, wie man sich Freunde machen, und mit ihnen umgehen soll. Er sagte, daß die meisten Menschen darinnen einig wären, daß ein rechtschaffener Freund der allergrößte Schatz sey, und nichts desto weniger wäre nichts in der Welt, darum man sich weniger bemühete, als

sich

sich gute Freunde zu machen. Wenn man Häuser, Land-Güter, Knechte, Vieh und Hausrath kauffen wolte, pflegte man wohl insgemein grosse Sorgfältigkeit zu erweisen, und nachdem man sie angeschafft, bemühete man sich, sie wohl zu verwahren, und in acht zu nehmen. Aber wegen eines Freundes, den man doch für das gröste Gut hielte, bemühete sich kein Mensche dieselbige zu erlangen, oder zu erhalten. Ja es wären ihrer viel so irraisonabel, daß wenn einer von ihren Freunden, und einer von ihren Knechten zugleich kranck würden, sie den Freund im Stiche liessen, und alleine bemühet wären, ihren Knecht mit einem guten Medico und tüchtigen Artzeneyen beyzuspringen. Und wenn einer von diesen beyden stürbe, so betrübten sie sich wohl über den Tod des Knechts, und beklagten sich, was sie durch denselben verlohren hätten, aber wegen des Freundes bekümmerten sie sich im geringsten nicht. Sie trügen grosse Sorge für das geringste von ihren Gütern, und sähen ofte darnach, aber ihre Freunde verliessen sie, wenn ihnen eine Noth zustiesse. Endlich so wüsten die meisten Menschen ihre Güter an den Fingern her zu zehlen, wenn sie derselben gleich noch so viel hätten, aber an ihre Freunde dächten sie so selten, daß, wenn sie ihrer gleich noch so wenig hätten, und man fragte sie, wer ihre gute Freunde wären, sie mit Mühe und Noth einem andern dieselben sagen könten. Unterdessen wäre nichts in der Welt, das man mit einem guten Freunde vergleichen könte. Es wäre kein Knecht, der uns so sehr liebete, und sich unserer Sachen so sehr annähme. Es wäre kein Pferd,

das uns so grosse Dienste thäte. Mit einem Wort: Es wäre nichts, das wir zu allerhand Fällen so gebrauchen könten; denn ein wahrer Freund ersetze alle Mängel seines Freundes, so wohl in denen Haus-Geschäfften, als in denen Staats-Affairen. Wolle man jemand einen Gefallen erweisen, so helffe er uns mit demjenigen aus, was wir hierzu benöthiget wären. Wäre man in Gefahr, so stünde er uns alsobald bey. Bald theilete er uns etwas von seinen Gütern mit, bald leistete er uns anderwärtigen Beystand. Bald hülffe er uns, wenn wir jemand mit Güte zu was bereden wolten, bald stünde er uns bey, wenn man jemanden zu was zwingen müste. Im Glücke freuete er sich mit uns, und bemühete sich, uns aus dem Unglücke heraus zu bringen. Man mag, fuhr er fort, seine Hände, seine Augen, seine Ohren, und seine Füsse noch so hoch nutzen, als man wil, so ist es doch für nichts zu rechnen, in Betrachtung der Dienste, die uns ein Freund leisten kan. Denn öfters bringt einem ein Freund das zu wege, was man sich selber seinen Nutzen zu befördern nicht verschaffen kan, was man nicht gesehen oder gehöret hat, oder worzu man sonsten kein Mittel finden kan, dasselbe zu erlangen. Unterdessen findet man ihrer nicht wenig, die eyfrig bemühet seyn, einen Baum mit grosser Sorgfalt zu warten, daß sie dessen Früchte geniessen mögen; aber wenig sind, die ihre Freunde wohl in acht nehmen, obgleich diese die fruchtbarste Bäume sind, von denen man die schönsten und kostbarsten Früchte zu gewarten hat.

Das

Das VI. Capitel.

Ein ander Gespräch mit dem Antisthenes von dem Werth und Nutzen der Freunde.

Ich erinnere mich noch weiter, daß ich einen Discurs von ihm gehöret habe, worinnen er seine Zuhörer vermahnete, daß sie sich selber wohl prüfen solten, zu erkennen, was sie einem Freunde könten nutze werden, und wie hoch sie dannenhero derselbige werde schätzen. Denn als er gewahr wurde, daß einer seinen Freund in der grossen Noth verliesse, fragte er den Antisthenes in seiner und vieler andern Gegenwart:

Kan man wohl einen gewissen Preiß auf die Freunde als wie auf die leibeigenen Knechte setzen? Denn unter denen Leibeigenen gilt einer 20. Thaler, der andere ist ihrer nicht 5. werth, für manchen muß man wohl 500. Thaler geben, und manchen verkaufft man um 50. Und man sagt, daß Nicias, der Sohn des Niceratus, bis auf 600. Thaler für einen Knecht gegeben, den er zum Auffseher auf die Silber-Bergwercke brauchen wollen. Derowegen sage mir doch, kan man denn die Freunde auch so schätzen?

Ich glaube wohl, antwortete Antisthenes, denn es sind welche, die ich lieber zu Freunden haben wolte, als wenn mir einer 20. Thaler schenckete, und andere, für die ich nicht 5. Thaler geben wolte. Aber ich kenne auch welche, für derer Freundschafft

ich mein gantzes Vermögen zu geben bereit wäre.

Wenn es so ist, sagte Socrates, so wäre es sehr gut, daß ein jedweder sich selbst betrachtete, wie hoch ihn seine Freunde schätzen könten, und daß er sich bemühe, in den Augen seiner Freunde rechtschaffen theuer zu scheinen, damit ihn dieselben nicht verliessen, und als ein unnützliches Ding nicht wegschmissen. Denn ich höre offt, daß sich die Leute beklagen, bald: mein Freund, auf den ich noch so sehr getrauet, hat mir einen kleinen Gewinst etwa von 20. Thaler vorgezogen. Ich habe dannenhero ofte erwogen, obs nicht vielleicht mit der Freundschafft so beschaffen sey, als wie mit leibeigenen Knechten. Denn gleichwie ein Herr, wenn er einen schlimmen Knecht hat, bemühet ist, denselben los zu werden, er möge dafür kriegen was er wolle; also trägt man auch ein grosses Verlangen, sich eines schlimmen Freundes zu entbrechen, wenn man einen grössern Profit machen kan, als er werth ist. Und gleichwie man im Gegentheil nicht leichte gute Knechte zu verkauffen pfleget; also schaffet man auch nicht leichte einen rechten und nützlichen Freund ab.

Das VII. Capitel.

Gespräch mit dem Critobulus von der Wahl und Prüfung der Freunde.

WIr wollen noch eine andere Conversation erzehlen, die Socrates mit dem Critobulo gehabt, daraus man lernen kan, wie man die Freunde prü-

prüfen müsse, und mit wem man sich in Freundschaft einlassen solle.

Wenn wir einen guten Freund bedürffen, worauf wolten wir wohl Achtung geben? würden wir uns nicht bemühen einen zu erkiesen, der dem Fressen und Sauffen, der Hurerey, der Faulheit und Müßiggang nicht ergeben wäre. Denn wer diese Laster an sich hat, ist sich selber nichts nütze, geschweige denn, daß er seinen Freunden grossen Nutzen schaffen solle.

Ich bin dieser Meynung auch, antwortete Critobulus. Wenn wir aber einen anträffen, versetzte Socrates, der das Geld wacker unter die Leute kommen liesse, und mehr verthäte, als er einzunehmen hätte, der täglich von seinen Freunden Geld borgen wolte, und entweder, wenn man ihm nicht willfahrte, übels von seinen Freunden redete, oder aber, wenn er sein Begehren erhielte, solches alsobald verthäte, daß man, wenn man ihm was liehe, an keine Bezahlung dencken dürffte, sondern davor halten müste, als wenn man sein Geld auf die Gassen geschmissen hätte; Meynest du nicht, daß auch dieses ein sehr unbequemer Freund seyn werde?

Es ist kein Zweifel, sagte Critobulus, und man wird so wunderlich nicht seyn, einen solchen Kerl zum Freunde zu wehlen.

Wenn wir aber einen andern anträffen, wiederhohlte Socrates, der sein Geld wohl sparete, aber im Gegentheil so genau und filzigt wäre, daß man niemahl das geringste von ihm erlangen könte, auch ein

solcher Geitzhals wäre, daß er überall alles zusammen scharrete, und annähme, wo er was kriegen könte, aber im Gegentheil nicht einmahl davon hören könte, daß man von geben oder wiedergeben nur redete?

Ey, antwortete Critobulus, ein solcher Schind-Hund ist noch schlimmer als der vorige.

Aber was dünckt dich um den, der noch nicht viel hätte, aber Tag und Nacht arbeitete, damit er reich werden möge, und keine andere Gedancken in seinen Kopff kommen liesse, als wie er etwas erwerben, und einen Profit machen könte?

Auch dieser taugt nichts, sagte Critobulus, denn er ist niemand nichts nütze, als sich selbst.

Aber wie denn der, sagte Socrates, der ein unruhiger aufrührischer Kopff wäre, und seine Freunde täglich in neue Händel mischete, was hältst du von dem?

Dieser stehet mir auch nicht an, antwortete Critobulus.

Socrates fragte ferner: Wie, wenn aber einer alle diese Mängel nicht hätte, aber im Gegentheil so fein bequem wäre, daß er trefflich gerne sähe, wenn ihm seine Freunde etwas gutes thäten, und einen Gefallen erwiesen, er aber bemühete sich im geringsten nicht ihnen dergleichen zu thun. Dieser wird vielleicht recht für dich seyn?

Ey nein, was solte ich mit einem solchen Menschen anfangen? Alleine, mein Socrates, sage mir doch, was muß man denn für einen Freund wehlen, denn wir haben ihrer nun so vielerley

durch-

durchgangen, darunter uns keiner hat angestanden?

Du darfst nur einen solchen wehlen, der gantz anders beschaffen ist, als die vorigen, der den Wollüsten nicht ergeben, der da hält, was er verspricht, und von dem man leichte was erhalten, auch ihme sein Geschäffte vertrauen kan, und der endlich sich bemühet, es jederman an Höflichkeit und Gutthat zuvor zu thun. Dergestalt, daß man allenthalben von ihm nichts als Nutzen zu gewarten habe.

Alleine wo wollen wir solche Leute finden, fragte Critobulus, und wie kan man sich versichern, daß sie also seyn, ehe man sie selbst geprüft hat?

Wenn wir von Bildhauern urtheilen wollen, versetzte Socrates, so sehen wir nicht auf ihre Rede, oder ob sie ihre Wercke wohl raus zu streichen wissen, sondern wir sehen ihre Wercke selbst an, und wenn wir einen finden, der schon schöne Statuen verfertiget hat, so nehmen wir ihn, und glauben, daß er auch unsere Arbeit wohl verfertigen werde. So gehet es auch mit den Freunden. Siehet man, daß einer seinem ersten Freunde nützliche Dienste geleistet, so hält man auch davor, daß er werde dergleichen gegen die andern thun, gleichwie es sehr wahrscheinlich ist, daß ein guter Bereiter, der vor diesem die Pferde in denen Schulen wohl abgerichtet, auch noch geschickt sey, andere wohl abzurichten.

Nun wohl dann, antwortete Critobulus, wenn wir nun einen würdigen Freund, der uns wohl anstehet, angetroffen, wie muß man sich denn ver-

verhalten, daß man ihn auch zum Freunde kriegt?

Zuförderst, antwortete Socrates, muß man sehen, ob auch solches denen Göttern gefällt.

Aber gesetzt, daß wir spüren, es sey denen Göttern nicht zuwieder, wie werden wir denn ein so kostbar Wildpredt erjagen?

Man kan sie nicht erlauffen, sagte Socrates, wie man die Haasen fänget, noch mit Betrug fangen, wie die Vögel gefangen werden, vielweniger mit Gewalt, wie man die Feinde fänget; denn es ist sehr schwer einen Freund wieder seinen Willen zu erlangen, oder mit Gewalt darinnen zu behalten, als wie man die Knechte, die nicht bleiben wollen, im Gefängniß zu versperren pfleget; Denn dergleichen üble Tractamenten würden nichts anders zu wege bringen, als an statt der Freunde uns Feinde zu machen.

Wie muß man es denn machen? fragte Critobulus.

Es sind gewisse Beschwerungen, die, wenn sie von jemand hergesagt werden, so kräfftig sind, daß sie zu wege bringen, daß man geliebet wird. Und es giebt noch andere Mittel, die Leute zur Liebe zu zwingen.

Ey wo kan man doch diese Beschwerungen lernen, sagte Critobulus.

Hast du nicht beym Homero gelesen, antwortete Socrates, was die Syrenen sagten, als sie den Ulysses bezaubern wolten, welches sich also anfänget: **Komme her Ulysses, du eintzige Zierde des gantzen Griechenlandes.**

Ja

Ja, ich weiß es wohl, sagte Critobulus, aber brauchten sich denn die Syrenen dieser Beschwerung auch gegen die andern, die sie anhalten wolten?

Keines weges, versetzte Socrates, sie brauchten nur solche Worte gegen großmüthige Leute, und die nach der Tugend Ehre strebeten.

Nun verstehe ich dich, sagte Critobulus. Diese Bezauberung, dadurch man die Gemüther bezwinget, ist nichts anders, als das Lob, und du wilst gewiß so viel sagen, daß man einen Menschen auf eine solche Weise loben müste, daß er sich nicht einbilden dürffe, man spotte seiner, sonst werde man sich gewiß an statt seiner Affection seinen Haß auf den Hals laden; Denn es wäre sehr unvernünfftig gehandelt, wenn man einen Menschen, der heßlich, klein, schwach und unansehnlich wäre, loben wolte, er wäre ein schöner Kerl, wohl gewachsen, und von einem ungemeinen Ansehen. Alleine weist du noch mehr andere dergleichen Bezauberungen?

Nein, versetzte Socrates, alleine ich habe mir lassen sagen, daß Pericles derer viel gewust habe, durch welche er die gantze Stadt bezauberte, daß sie ihn lieb gewonnen.

Aber wessen hat sich Themistocles bedienet, fragte Critobulus, dadurch er sich so beliebt gemacht?

Er hat keine andere Bezauberung gebraucht, sagte Socrates, als die grossen Dienste, die er dem Staat erwiesen.

So wilst du demnach so viel sagen, wiederhohlete Critobulus, daß, wenn man tugendhafte Freunde haben

haben wolle, man selbsten geschickt seyn müsse, schöne Thaten zu verrichten?

Ich will nicht hoffen, sagte Socrates, daß du denckst, daß ein Kerl, der keine Meriten hat, ehrlicher Leute Freundschafft werde erwerben können.

Aber warum nicht, fragte Critobulus, ich habe sehr oft gesehen, daß elende Schul-Füchse mit denen berühmtesten Rednern in Freundschafft gestanden, und daß Kerl, die vom Kriege gar nichts verstanden, mit den erfahrnsten Kriegs-Obristen in vertrauter Freundschaft gelebet.

Alleine hast du auch jemahls gesehen, sagte Socrates, daß ein Kerl, der gar nichts nütze gewesen, verständige Leute zu Freunden gehabt habe; denn davon ist eigentlich die Frage.

Ich muß bekennen, antwortete Critobulus, ich weiß kein Exempel. Unterdessen weil es unmöglich ist, daß ein nichtswürdiger Kerl von ehrlichen Leuten geliebet werde; so sage mir doch, ob ein rechtschaffener Mann auch von allen Leuten seines gleichen geliebet werde?

Du fragest vielleicht deshalben, sprach Socrates, weil du gesehen, daß eine ziemliche Uneinigkeit unter denen Leuten, die doch alle die Ehre lieben, und ehe das Leben lassen würden, ehe sie eine schändliche That begiengen, zu seyn pfleget. Und du verwunderst dich vielleicht, daß an statt sie mit einander in guter Freundschafft leben solten, sie einander hassen, sich wider einander verbinden, und öfters übeler zu vergleichen seyn, als die liederlichsten und geringsten Gemüther.

Es

Es ist freylich ein grosses Elend, begegnete Critobulus, das man nicht alleine unter einzelen Personen antrifft, sondern das auch grosse Kriege zwischen denen wohl geordnesten Republiquen, darinnen man die Tugend in grossen Ehren hält, und die Laster eyferig verfolget, verursachet. Und gewiß, wenn ich diese Betrachtung erwege, so weiß ich nicht, wo und wie man die Freundschafft suchen solle. Denn es ist nicht möglich, daß gottlose und lasterhafte Leute eine rechte Freundschaft zu einander tragen, indem sie undanckbar, nachläßig, geitzig, untreu und liederlich sind; Deswegen habe ich allezeit geglaubet, daß sie einander mehr hassen als lieben müssen. So muß man auch die Freundschaft, wie du wohl angemerckt hast, nicht zwischen Tugendhaften und Lasterhaften suchen. Denn wie wolten diejenigen, die lasterhafte Thaten begehen, mit denen in Freundschaft leben, die solche verfluchen. Wenn nun die Tugendhaften selbst einander auffätzig seyn, weil sie beyderseits nach grossen Ehren trachten; wenn sie einander neiden und sich hassen; Wo will man nun Leute finden, die einander lieben, und wo wird man endlich in der Welt Liebe und Treue antreffen.

Mein ehrlicher Critobulus, versetzte Socrates, diese Materie ist sehr verwirret; Denn die Natur hat beydes die Liebe und den Haß in die Gemüther der Menschen gepflantzet. Die Liebe, weil ein Mensch des andern von nöthen hat, welches bey ihnen ein Mitleiden über des andern Elend zu wege bringet, daß sie einander in ihren Nöthen beyspringen, und daß sie wegen geleisteter Dienste einander

mit

mit Danckbarkeit begegnen. Den Haß; Weil eine Sache von ihrer vielen verlanget wird, so bemühen sie sich alle dieselben zu erhalten, und sucht immer einer den andern darinnen zu hindern. Dahero verursachet diese æmulation und der Zorn den Krieg; Die Begierde leschet das Wohlwollen aus, und der Neid gebieret den Haß. Alleine die Freundschaft gehet nichts desto weniger durch alle diese Verhinderungen durch, und suchet die tugendhaften Gemüther zu vereinigen. Denn sie wollen lieber durch einen gemeinen Tugend-Trieb in einem mittelmäßigen Zustand mit einander ruhig und friedlich leben, als durch Krieg und Uneinigkeit die Oberherrschafft der gantzen Welt erhalten. Wann sie von Hunger und Durst geplaget werden, so ertragen sie solches so lange mit Gedult, bis sie sich, ohne eines Menschen Ungelegenheit, derselben entbrechen können. Wenn ihre Begierden sie gleich noch so starck zur Liebe und Wollust anreitzen, so sind sie doch derer so mächtig, daß sie nichts wieder ihre Schuldigkeit begehen. Sie geniessen dasjenige, was ihnen von Rechts wegen zukommt, und es fehlet so viel, daß sie nach anderer ihrem Vermögen trachten solten, daß sie vielmehr andern von dem ihrigen mittheilen. Sie schlichten ihren Zwiespalt, den sie mit andern haben, auf eine solche Art, daß ein jeder damit zufrieden seyn kan, und niemand sich über sie zu beschweren Ursache hat. Ja sie lassen sich ihren Zorn nie zu dergleichen Thaten verleiten, welche sie hernachmahls gereuen könten. Der Neid findet niemahls einigen Platz in ihren Hertzen, weil sie mit ihren Freunden alles gemein

haben,

haben, und also auch die Güter ihrer Freunde, als wenn sie ihr eigen wären, betrachten. Dahero siehest du, daß es nicht wahrscheinlich ist, daß tugendhafte Leute einander in denen gemeinen Staats-Affairen hinderlich seyn solten; sondern sie helffen vielmehr einander hierinnen nach ihrem Vermögen. Denn diejenigen, die nach hohen Ehren und vornehmen Aemtern deswegen trachten, daß sie sich bereichern, und die oberste Gewalt alleine an sich bringen, oder daß sie ein wollüstiges und faules Leben führen könten, sind gewiß böse und lasterhafte Leute, die sich mit niemanden, wer es auch sey, wohl begehen. Alleine ein Mann, der bloß deshalben nach hohen Würden trachtet, daß er seinen Feinden gewachsen seyn möge, und daß er seinen Freunden, oder seinem Vaterlande gute Dienste leisten könne, warum solte der sich mit andern, die ein gleiches Absehen haben, nicht wohl vertragen können. Denn er siehet ja wohl, daß er noch mehr vermögend seyn möge, dem gemeinen Wesen zu dienen, wenn er tugendhafte Gefehrten hat. Unterdessen wenn es im Turniren oder Wettlauffen vergönnet wäre, daß die geschicktesten und stärckesten sich mit einander wider die andern verbünden, ist es gewiß, daß sie in allen Gelegenheiten überwinden, und den Preiß davon tragen würden. Und dieses ist die Ursache, warum man solches nicht zulässet. Weil man es aber in denen Staats-Affairen niemand wehret, sich mit andern zu vereinigen, damit man dem gemeinen Wesen desto bessere Dienste leisten könne, so ist es ja offenbar, daß derjenige, so sich des Regiments anmasset, grossen Vor-

theil davon haben müsse, mit ehrlichen Leuten, die ordentlich hierzu am geschicktesten seyn, Freundschaft zu machen. Zum wenigsten ist es viel besser, sie in diesem Stück zu Freunden als zu Feinden zu haben. Denn es ist gewiß, daß wenn ein solcher Mann mit jemand in Wiederwärtigkeit lebet, er Leute haben müsse, die ihm beystehen, und wenn er viel gewaltige Feinde hat, so braucht er auch viel Freunde. Uber dieses muß er denen, die seine Parthey halten, viel zu gefallen seyn, und sie beschencken, damit sie nicht überdrüßig werden ihm zu dienen. Nun ist es ausser Zweifel, daß es weit besser sey, ehrlichen Leuten gutes zu thun, wenn sie gleich in geringer Anzahl sind, als einer grossen Menge lasterhafter Leute. Denn diese letzten sind unersättlich. Dem sey aber, wie ihm wolle, mein Critobulus, so must du nicht den Muth sincken lassen, sondern bemühe dich nur, daß du ein rechtschaffener ehrlicher Mann werdest, und wenn du hierzu gelanget bist, so trachte hernach nur kühnlich nach der Freundschafft ehrlicher Leute. Ich kan dir so dann in diesem deinen Vorhaben behülflich seyn, weil ich natürlicher Weise zur Liebe, u. nicht zum Hasse geneigt bin. Ich bestreite diejenigen, die ich liebe, mit äussersten Kräfften, und lege mich einzig und allein darauf, wie ich von ihnen möge wieder geliebet werden. Ich bemühe mich, ihr Gemüthe dahin zu disponiren, daß sie so ein groß Verlangen nach mir tragen, als ich nach ihnen, und daß sie so gerne in meiner Gesellschaft seyn, als ich nach der ihrigen Verlangen trage. Du wirst dieser Kunst wohl benöthiget seyn, wenn du wirst mit jemand Freundschaft ma-

machen wollen; Derowegen must du offenhertzig mit mir umgehen, und mir die Personen sagen, die du gerne zu Freunden hättest. Denn wie ich drauf ausgelernet habe, denen, die mir gefallen, gleicher gestalt zu gefallen; also getraue ich mir wohl, daß ich ein wenig verstehe, wie man denen Menschen nachjagen und sie fangen müsse.

Es ist schon lange, sprach Critobulus, daß ich diese Kunst gerne lernen wollen, sonderlich wenn man dadurch so wohl schöne als verständige und tugendhafte Leute fangen kan.

Socrates antwortete: Alleine du must zuförderst mercken, daß es in meiner Kunst verbothen ist, gegen jemand Gewalt zu gebrauchen, denn ich halte dafür, daß jederman deshalben sich so sehr für der unglücklichen Scylla hütete, weil sie die Leute mit Gewalt anhielte, da im gegentheil die Syrenen, die niemand Gewalt anthaten, und nur mit ihrer schönen Stimme die vorüber fahrende anzuhalten suchten, alle Leute begierig funden, daß sie von sich selbst stille hielten, ihnen zu zuhören, und sich so nach und nach die Lieblichkeit ihres Gesangs bezaubern liessen.

Versichere dich, sagte Critobulus, daß ich keine Gewalt gegen diejenigen, von denen ich wil geliebet werden, gebrauchen wil, und halte mich nicht weiter auf, mir deine Kunst zu lernen.

Versprichst du mir aber auch, daß du niemahln ihnen mit deinem Munde nahen, und sie küssen wilst?

Ja, ich verspreche dir solches, sagte Critobulus, es müsten denn überaus schöne Personen seyn.

Dieses ist eben am ärgsten, versetzte Socrates, denn schöne Personen, wenn sie tugendhaft sind, werden dir diese Freyheit nicht vergönnen, aber heßliche werden dir solches wohl erlauben, weil sie wissen, daß, wenn man sie küsset, solches einig und allein wegen der Schönheit ihres Gemüthes geschehe.

Ich wil es machen, wie du es haben wilst, theile mir nur dein Kunst-Stück mit, wie man es machen soll, Freunde zu erwerben.

Wenn du wilst mit jemand Freundschafft machen, sagte Socrates, so must du mir vergönnen, daß ich hingehe, und sage zu ihm, daß du gerne sein Freund seyn woltest, und daß du sehr viel auf ihn hieltest.

Das kan ich gar leicht geschehen lassen; Denn ich weiß wohl, daß es niemand verdriest, wenn er höret, daß ihn ein anderer hochhält.

Aber wird dir es auch zuwieder seyn, fuhr Socrates fort, wenn ich ferner darzu setze, daß, weil du seine Tugend hoch hieltest, so trügest du auch eine grosse Liebe zu seiner Person.

Keines weges, begegnete Critobulus, denn ich weiß wohl, wie mir es gefällt, wenn ich höre, daß mich jemand liebet.

So wird mir denn erlaubet seyn, solches denenjenigen, die du liebest, zu sagen. Allein du must mir noch ferner erlauben, daß ich weiter hinzu setzen möge, es wäre deine gröste Lust, gute Freunde zu haben, und daß du grosse Sorge für dieselbigen trügest, daß du dich über ihr Thun und Lassen, und wenn sie was vortreffliches verrichteten, so sehr erfreuetest, als

wenn du solches selber gethan hättest, und daß du über ihr Glücke so grosse Vergnügung empfändest, als über dein eigenes; Daß du niemahls müde würdest, wenn du dich ihrentwegen bemühetest: Und endlich, daß du der beständigen Meynung wärest, daß es einem ehrlichen Mann die gröste Ehre sey, seine Freunde mit Gutthaten, und seine Feinde mit Gewalt zu übertreffen. Denn ich bilde mir ein, wenn du mir dieses vergönnest, daß es sehr viel helffen werde, dir gute Freunde zu machen.

Ist dieses aber wohl fragens werth, sagte Critobulus, gleich als wenn dir nicht vergönnet wäre, alles von mir zu sagen, was du wilst.

Bey Leibe nicht, antwortete Socrates, denn ich erinnere mich dessen, was einsmahls die Aspasia sagte, daß diejenigen, die Heyrathen stifften wolten, in ihrem Vorhaben sehr glücklich wären, wenn sie die Wahrheit von denen Personen, die einander nehmen sollen, sagten, alleine wenn sie sie mehr lobeten, als sie verdieneten, oder die Wahrheit sonsten spahreten, so taugten sie zu diesen Handthierungen gar nicht. Denn diejenigen, die auf solche Weise betrogen würden, hasseten hernach einander, und hasseten denjenigen noch viel mehr, der sie zusammen gebracht. Derowegen muß ich mich wohl in acht nehmen, daß ich nicht lüge, wenn ich dich loben wil.

Ich muß bekennen, du bist sehr diensthaftig, versetzte Critobulus, wenn ich selber gute Qualitäten habe, daß mich die Leute lieben, so wilst du mir beystehen, wenn ich aber damit nicht versehen bin, so wilst du nicht das geringste in meinen Diensten thun.

Denckestu denn, sagte Socrates, daß ich dir einen grössern Dienst thäte, wenn ich dich bey denen Leuten lobete, und du verdienetest das Lob nicht, als wenn ich dich vermahnete also zu leben, daß man dich loben müste. Und wenn du disfalls noch einigen Zweifel bey dir hast, so betrachte doch nur den Ausgang. Wenn ich zu einem Schiff-Herrn käme, und lobete dich, was du vor ein vortrefflicher Schiffmann wärest, und er vertrauete dir auf mein Wort ein Schiff, müstest du dich nicht stündlich befahren ums Leben zu kommen? oder wenn ich in der gantzen Stadt ausbreitete, du wärest der vortrefflichste Kriegs-Obrister, und ein unvergleichlicher Politicus, und die Leute liessen sich durch dieses falsche Lob bereden, und trügen dir die höchsten Ehren-Aemter auf, würdest du dich nicht in die gröste Gefahr setzen, deine Ehre, ja Leib und Leben zu verlieren, und darzu das gemeine Wesen zu ruiniren? Oder wenn ich einen meiner guten Freunde beredete, du verstündest die Haushaltung vortrefflich, und dieser vertraute dir sein Haus, würdest du nicht alle seine Geschäfte in Grund verderben, und machen, daß alle Welt deiner spottete? Derowegen, Critobulus, ist kein sicherer und kürtzerer Weg, in der Welt mit Ehren zu leben, als dasjenige wahrhaftig zu seyn, wovor man gerne angesehen seyn will. Und wenn du dich darauf legest, so wirst du befinden, daß alle menschliche Tugenden auf diese Weise sich täglich vermehren und zunehmen. Derowegen ist mein Rath, daß du dich mit Ernst dieses befleißigest. Bist du aber anderer Meynung, so bitte ich, entdecke mir solches.

Ich

Ich würde mich schämen, antwortete Critobulus, wenn ich dir länger wiedersprechen wolte, denn ich würde doch wieder eine so vernünftige Meynung nichts gutes und taugliches vorbringen können.

Das VIII. Capitel.

Gespräch des Socrates mit dem Aristarchus, daß man sich ehrlicher Arbeit nicht schämen dörffe.

Socrates trug eine grosse Liebe zu seinen Freunden, und wenn sie aus Unvorsichtigkeit in ein Unglück geriethen, bemühete er sich sehr, durch seinen guten Rath sie daraus zu bringen. Wenn sie in Armuth stacken, so stande er ihnen gleichfals nach Vermögen bey, und gab andern gute Worte, daß sie ihnen aus dieser Noth hülffen. Ich wil dannenhero auch hiervon etliche Exempel geben: Als er den Aristarchus antraf, der sehr betrübt aussahe, sprach er zu ihm: Man siehet dir es wohl an, mein Aristarchus, daß du was auf deinem Hertzen hast, du must dasselbe deinen guten Freunden offenbaren, damit sie dir helffen, und dich trösten können.

Wahrhaftig, antwortete dieser, ich stecke in ziemlicher Noth. Denn du weist, daß nach dem letzten Aufruhr, der hier in der Stadt war, viel Personen in das Piræum geflohen sind, und also ist es geschehen, daß meine Schwestern, meiner Schwester Kinder, und meine Muhme, weil sie sonst verlassen gewesen, alle zu mir ihre Zuflucht genommen, dergestalt, daß ich 14. Personen zu ernähren ietzo auf dem Halse ha-

be. Nun habe ich aber nichts einzunehmen, und weiß auch sonsten kein Geld zu machen. Denn weil die Feinde Meister im Felde sind, so tragen uns unsere Land-Güter nichts, und weil wenig Personen zu Athen seyn, so können wir auch unsere Häuser nicht vermiethen, niemand begehrt Mobilien zu kauffen, niemand wil Geld ausleihen, wenn man ihnen gleich noch so viel Interesse geben wil, und ich wolte ietzo ehe Geld auf öffentlicher Strasse finden, als solches zu borgen kriegen. Unterdessen kränckt es mich sehr, daß ich meinen Anverwandten, die beynahe Hungers sterben, nicht beyspringen kan, und gleichwohl ist es bey diesem Zustande unmöglich.

Als ihn Socrates hatte lassen ausreden, sprach er zu ihn: Aber wie kömmt es doch, daß Ceramon, der so viel Leute in seinem Hause zu ernehren hat, nicht allein denenselbigen zur Gnüge geben kan was sie brauchen, sondern auch noch viel Geld mit ihnen erwirbt; und du fürchtest dich, du werdest Hungers sterben, weil du viel Leute über dem Halse hast.

Ja, antwortete Aristarchus, es ist ein grosser Unterschied: Ceramon hat nichts als leibeigene Sclaven zu ernehren, aber meine Verwandten sind freye Leute.

Alleine, fuhr Socrates fort, welche hältest du höher; des Ceramon seine Sclaven, oder die freyen Leute, die bey dir sind?

Ey es ist hierunter gar keine Vergleichung, sagte Aristarchus.

Ist es aber nicht eine Schande, versetzte Socrates, daß Ceramon mit seinen nichtswürdigen Sclaven

ven reich wird, und du wirst mit deinen Freunden, die du so hoch hälst, arm.

Das macht, begegnete Aristarchus, des Ceramon Sclaven können alle Handwercke; alleine meine Freunde sind galant, und ihrem Stande gemäß auferzogen worden.

Heist man das nicht ein Handwerck, fragte Socrates, wenn man was machen kan, das andern Menschen nütze ist?

Ich halte es davor.

Sind nun, fragte Socrates weiter, Mehl, Brod, Kleider für Mannes- und Weibs-Personen, Flohr-Kappen, Spitzen, Bettgeräthe, Fontangen, gestickte Galanterien nicht alles sehr nützliche Dinge, oder derer zum wenigsten viel Leute von Nöthen haben.

Wer will daran zweifeln?

Können denn die Leute, die du bey dir hast, gar nichts machen von allen diesen Dingen?

Ey freylich, sagte Aristarchus, ich halte davor, sie können alles.

Je was klagst du denn, sagte Socrates, weist du denn nicht, daß Nausicydes bloß mit Mehlmachen so reich worden, daß er jetzo viel Heerden, Rinder, Schaafe, Schweine u. s. f. besitzet, und zum öftern dem gemeinen Wesen Geld vorstreckt, Ciribus ernehret seine Familie bloß mit Brod-Backen, und hat sein reichlich auskommen. Demeas macht Schlaff-Peltze. Menon macht Frauenzimmer-Kleider, und die meisten Bürger zu Megara nehren sich mit nehen, sticken, u. s. w. und haben alle ihr reichlich auskommen.

Ja, sagte Aristarchus, ich glaube es wohl, denn sie sind alle mit Leibeigenen versehen, die sie zur Arbeit zwingen können, aber ich kan die Dames, die ich bey mir habe, nicht zwingen, solche Dinge zu verrichten, denn sie sind freye Leute und meine Anverwandtinnen, und also würde sich es übel schicken, wenn ich ihnen solche Dinge solte zumuthen.

Meinest du denn, sagte Socrates, daß diese Dames nichts thun dürffen, als essen und trincken, müßig gehen, zum Fenster naus sehen, lange schlaffen u. s. w. weil sie freye Leute und deine Anverwandten sind. Hast du wohl jemahls gemerckt, daß solche Leute, die nichts thun wollen, vergnügter sind als andere? oder hältst du sie für glücklicher, als die, die mit dem, das sie gelernet haben, ihr Brod verdienen? Nein sage mir doch, wozu dienet wohl der Müßiggang und das faule Leben? lernen wir etwan dadurch Dinge, die uns nöthig und nützlich sind, oder behält man dadurch dasjenige desto besser, was man gelernet hat, oder macht man sich vielleicht damit gesünder, oder wird man stärcker, oder wird man reicher, oder erhält man zum wenigsten seinen Reichthum damit? und glaubest du denn, daß der Fleiß und die Arbeit gar zu nichts nütze sind? Nein, warum haben doch diese Damen dasjenige gelernet, was sie können? Glaubeten sie denn, daß diese Dinge, die sie lerneten, zu nichts nütze wären, und waren sie damahls der Meynung, daß sie sich derselben niemahls bedienen wolten? Oder aber vermeineten sie, daß sie dermaleinst damit was nützliches würden schaffen können? Welches ist klüger,

wenn

wenn man müßig gehet, oder solche Sachen vornimmt, damit man was gewinnen kan? Ist es nicht viel raisonabler, daß der Mensch arbeite, als daß er die Hände in Schooß lege, und warte, bis ihm eine gebratene Taube ins Maul pfleugt? Wenn ich dir meine Gedancken sagen soll, mein Aristarchus, so dünckt mir immer, du sähest deine Gäste lieber wo anders, und sie können dir auch nicht gar zu affectioniret seyn, denn du siehest wohl, daß sie dir auf den Hals liegen, und sie mercken es selbsten wohl, daß sie dir beschwerlich sind. Dannenhero ist zu befahren, daß der Verdruß täglich immer grösser und grösser werden, und daß, wenn sie ihre vorigen guten Tage bedencken, ihre Betrübniß mehr und mehr zunehmen wird. Wenn du sie aber arbeiten läst, so wirst du sie gerne sehen, wenn du durch ihre Hülffe Geld gewinnen kanst. Und wenn sie sehen werden, daß du ihnen stetswährend eine freundliche Mine machst, so werden sie dich auch mehr lieben. Die Erinnerung deiner Gutthaten wird ihnen nicht verdrießlich seyn, und sie werden sich dir mehr verpflichtet erkennen. Mit einem Worte: Ihr werdet viel bessere Freunde zusammen seyn. Ja wenn sie was schändliches solten vornehmen, so solte man lieber sterben als daran gedencken. Aber ihre Kunst und Wissenschaft ist ehrlich, und dem Frauen-Zimmer wohl anständig; Und wenn sie dieselbe, wie ich nicht zweifele, recht gelernet haben, so wird ihnen solche nicht sauer ankommen, sondern sie werden solches leichte, artig, geschickt und mit Lust verrich-

richten können. Derowegen säume dich nicht, ihnen einen Vortrag zu thun, der euch insgesamt so nützlich ist, und versichere dich, daß sie denselben mit Freuden werden annehmen.

Wahrhaftig, sprach Aristarchus, es ist alles die lautere Wahrheit, und ich habe nicht das geringste mehr darwieder zu sagen: Zuvor war ich zwar nicht willens, Geld aufzunehmen, weil ich wohl zuvorher sahe, daß wenn ich es würde verthan haben, ich es nicht würde können wiedergeben. Aber nunmehro will ich alsobald hingehen, und Geld aufnehmen, damit meine Leute je eher je besser können anfangen zu arbeiten.

So gesagt, so gethan, Aristarchus kaufte ein, was zu seinem Vorhaben von nöthen war, und schafte einen Hauffen Wolle an. Das Frauen-Zimmer aber fienge an von Morgen bis auf den Abend zu arbeiten. Dieses Geschäfte vertriebe ihnen ihre Traurigkeit, und an statt des vorigen Mistrauens, das zwischen ihnen und dem Aristarchus war, fiengen sie an, beyderseits sehr vergnügt mit einander zu leben; Sie liebten ihn, als ihren Beschützer, und er sahe sie gerne, weil sie ihm nützlich waren, und Geld eintrugen. Eine kurtze Zeit darnach traf Aristarchus den Socratem an, und erzehlete ihm dieses mit grossen Freuden, ja er sagte, daß seine Leute so sehr auf die Arbeit erpicht wären, daß sie ihm beynahe vorwürffen, daß er alleine nichts thue, und doch so wohl mit ässe als sie.

Du must ihnen die Fabel von dem Hunde erzehlen, antwortete Socrates. Denn vor diesem, als die un-

unvernünftige Thiere noch redeten, beklagte sich einsmahls das Schaaf gegen dem Hirten: Ihr macht es gewiß recht wunderlich, von uns kriegt ihr Wolle, Lämmer und Käse, und gebet uns doch nichts, als was wir auf der Erde finden, aber den Hund, von dem wir doch den geringsten Vortheil nicht haben, tractiret ihr viel besser und gebt ihm wohl gar von eurem eigenen Brodt zu essen. Als der Hund diese Klage hörete, antwortete er: Ihr werft mir ohne Ursache den bissen Brodt für, den mir der Hirte gibt. Denn vertheidige ich euch nicht, und bin ich nicht Ursache, daß euch die Diebe nicht stehlen und der Wolf nicht erwürge? Wenn ich nicht stets um euch wäre, und euch bewachte, so würdet ihr nicht eine viertel Stunde euch auf der Weide getrauen sicher zu seyn. Auf diesen Discours gaben sich die Schaaffe, und liessen dem Hunde die Ehre, die sie ihm zuvor streitig machten. Du must demnach gleicher weise deinen Frauen-Zimmer das Verständniß öfnen, daß du sie hütest, und wie ein treuer und verständiger Haus-Hund für ihre Sicherheit wachest, und must ihnen zuverstehen geben, daß man in Ansehen deiner, ihnen nichts zu leide thue, und daß sie deinet halben in Freyheit und Ruhe leben.

Das IX. Capitel.

Gespräch des Socrates mit dem Eutherus von der Wahl der Arbeit.

Ein andermahl traf Socrates einen von seinen alten Freunden an, den er lange Zeit nicht gesehen, und fragte ihn dannenhero: wo kömmstu her,

her, habe ich dich doch in 10. Jahren nicht gesehen?

Eutherus antwortete: Ich komme nicht weit, sondern dort aus jenem Städtgen, wiewohl ich schon eine gute Zeit wieder von meinen Reisen nach Hause kommen bin; alleine ich habe die Sachen anders funden als ich sie gelassen. Denn meine Land-Güter haben mir die Feinde ruiniret, und mein Vater hat mir auch nichts gelassen. Dannenhero bin ich gezwungen, ums Tage-Lohn zu arbeiten, wo ich was finde; Und mich dünckt, ich thue so besser, als daß ich den Leuten viel gute Wort gebe, und Geld von ihnen borge, zumahl da ich ohne dem nichts mehr habe, das ich versetzen könte, oder da ich wüste die Bezahlung davon herzunehmen.

Alleine wie lange denckstu noch dieses Leben zutreiben, und als ein Taglöhner zu arbeiten, fragte Socrates.

Eutherus antwortete: Ich werde es freylich nicht gar zu lange mehr ausdauren können.

Gleichwohl, versetzte Socrates, wenn du wirst alt werden, und nichts mehr verdienen kanst, mustu doch Geld haben, davon zu leben.

Es ist allerdings wahr, sagte Eutherus.

Derohalben wäre es ja besser, fuhr Socrates fort, daß du eine solche Arbeit vornehmest, die dich auch in deinem Alter versorgte. Warum machstu dich nicht an einen reichen Mann, der einen Haushalter oder Hofmeister, oder Factor von nöthen hat, daß du Achtung auf seine Arbeits-Leute gäbest, sein Geträyd und Früchte verwahretest, seine Schulden eintriebest,

best, und seine Rechnungen führetest; denn auf diese Weise würdestu ihme sehr nützlich seyn, und auch was rechtschaffenes dabey verdienen können.

Aber ich schicke mich nicht darzu, versetzte jener, denn ich kan gantz nicht wohl eines andern sein Sclave seyn.

Deshalben darfstu niemandes Sclave werden. Haben doch diejenigen, die in Ehren-Aemtern sitzen, gleiche Verrichtungen, und müssen auch Rede und Antwort von ihrem Thun und lassen geben, und man hält sie doch nicht für Sclaven, ja vielmehr sind sie unter denen freyen Menschen die allervornehmsten.

Dem sey wie ihm wolle, sagte Eutherus, ich kan es gar nicht vertragen, daß mich jemand tadelt, und daß ich nach eines andern Kopffe leben soll.

Ja antwortete Socrates, das wäre wohl gut, wenn man nur etwas finden könte, darinnen man nicht könte getadelt werden. Denn es mag einer noch so geschickt und witzig seyn, so wird er doch zuweilen etwas versehen; und wenn er nichts versähe, so würde er doch denen Splitterrichtern nicht entgehen können. Und meinestu denn, daß jetzo niemand an deinem thun und lassen etwas zu tadeln findet? Derowegen mustu nur dieses in acht nehmen, daß du dich nicht mit Leuten einläst, die ohne raison alles tadeln, sondern jemand suchest, der vernünftig ist, und hernachmahls desjenigen dich unternimmst, was du verrichten kanst, und nichts anfängst, was über dein Vermögen ist. Und endlich, daß, wenn

du

du was angefangen hast, du mit rechter Emsigkeit, und nach allen deinen Kräften dasselbe zu Ende bringest. Auf solche weise wirstu dich nicht befahren dürffen, daß man dich tadeln werde; du wirst dich von deiner Armuth befreyen, und ein viel ruhiger und vergnügter Leben führen, auch einen Noth-Pfennig beyseite legen können, dessen du dich in deiner Kranckheit oder Alter gebrauchen kanst.

Das X. Capitel.

Gespräch des Socrates mit dem Criton, wie man sich die zänckischen Advocaten soll vom Halse schaffen.

EInsmahls beklagte sich Criton gegen ihn, daß es sehr beschwerlich sey in Athen zu leben, wenn man das seine in guter Ruhe verrichten wolle. Denn sagte er, ich habe jetzo einen Hauffen Processe auf dem Halse, zu denen ich doch die geringste Ursache nicht gegeben, und welche von meinen Gegnern bloß deßhalben wieder mich angestellet worden, weil sie wissen, daß ich ihnen tausendmahl lieber Geld geben, und mir Unrecht thun lassen werde, als mich in denen Processen verwirren.

Socrates antwortete: Mein, hältestu keine Hunde, die deine Schaaffe für denen Wölffen bewachen?

Warum solte ich sie nicht halten, sagte Criton.

Also soltestu auch einen Menschen halten, der diejenigen, die dir unrecht thun wolten, dir vom Halse schaffen könte und wolte.

Ich wolte es gerne thun, wenn ich mich nicht befahrete, er möchte endlich auf meiner Feinde Seite treten, und wider mich selbst agiren.

Warum befürchtestu dich dieses, sagte Socrates, es ist ja besser von einem ehrlichen Manne, wie du bist, belohnet zu werden, als von andern Noth leiden. Du kanst dich wohl versichern, daß viel Leute in dieser Stadt seyn, die es sich für eine Ehre schätzen würden, in deiner guten Freundschaft zu stehen.

Sie funden auch bald drauf den Archidemus, der ein verständiger und beredter Mann war, und sich vortrefflich auf die Processe verstunde, aber dabey zimlich arm. Denn er dienete nicht einem jedweden, der seiner Hülffe begehrte, und ihm Geld geben wolte, sondern er wolte allezeit mit ehrlichen Leuten zu thun haben, und sagte, daß es keine Kunst wäre, reich zu werden, wenn man alle schlimme Sachen wolte auf sich nehmen, und nach der gewöhnlichen Art partiten machen. Criton wurf ein Auge auf diesen Mann, und so oft er Getreyde, Oel, Wein, Wolle, oder was es auch seyn mochte, von seinem Landgute geschickt kriegte, sendete er ihm allezeit etwas davon. Wenn er opfferte, bate er ihn allezeit zu Gaste, und erwiese ihm noch viel von dergleichen Güte und Höflichkeiten. Archidemus, als er sahe, daß er seinen Schutz und Zuflucht zu dem Criton nehmen konte, ware wiederum emsig bemühet, ihn wieder seine Feinde zu vertheidigen, und finge an eine genaue Untersuchung wieder diejenigen, mit denen er Processe hatte, anzustellen. Er fande bald einen, der viel Ubelthaten begangen, und sich also viel Feinde ge-

macht hatte. Dannenhero stellete er einen criminal Process wieder denselben an, und bate, ihn deswegen mit einer Leibes-Strafe, oder mit einer ziemlichen Geld-Busse anzusehen. Dieser Kerl, weil er wohl wuste, daß seine Sache nichts taugte, und daß er seine Unschuld nicht würde behaupten können, bemühete sich alles Fleisses, wie er den Archidemus vom Halse loß werden möchte; alleine Archidemus war nicht eher hierzu zu bewegen, bis derselbe den Process wieder den Criton hatte fahren lassen, und ihme noch Geld darzu gegeben. Er führete die anderen Processe des Criton auf gleiche Weise aus, dergestalt, daß sich Criton deswegen glücklich schätzte. Gleichwie es aber zu geschehen pfleget, daß wenn ein Schäfer einen guten vortrefflichen Hund hat, andere Schäfer ihre Heerden auch bey denen seinigen zu weiden pflegen, damit sie in desto grösserer Sicherheit seyn; also fingen auch des Critons Freunde an, ihn zu caressiren, und ihn zu bitten, daß er ihnen doch den Archidemus leihen möchte, sie gleichfals zu vertheidigen. Dieser war seines Orts willig und bereit dem Criton zu gefallen zu leben, und also geschahe es endlich, daß nicht alleine Criton, sondern auch alle seine Freunde mit Frieden gelassen wurden. Und wenn jemand dem Archidemus vorwurffe, daß er wegen seines Nutzens dem Criton schmeichelte, so antwortete er: Nein, wovon habe ich mehr Ehre oder Schande, wenn ich ehrlichen Leuten, die mir gutes thun, bedienet bin, und Freundschaft mit ihnen mache, denen bösen desto besser auf den Leib zu gehen, oder wenn ich mich mit liederlichen Leuten einlasse, denen ehrlichen

Scha-

Schaden zu thun? Von dieser Zeit an machte Criton eine genaue Freundschaft mit dem Archidemus, und alle Freunde des Criton begegneten ihm mit ungemeiner Ehrerbietung und Hochachtung.

Das XI. Capitel.

Socrates vermahnet den Diodorus, seinem Freunde in der Noth beyzuspringen.

Socrates sagte einsmahls zum Diodorus: wenn einer von deinen Knechten davon lieffe, woltest du dich wohl bemühen denselben wieder zu kriegen?

Ja wahrhaftig, antwortete dieser. Ja ich würde gar ausruffen lassen, daß ich demjenigen ein gut Trinckgeld geben wolte, der mir ihn wieder bringen würde.

Wie, wenn aber einer von deinen Knechten kranck würde, woltest du ihn denn auch wohl warten, und einen Doctor halten, der ihn wieder gesund machte?

Ohne Zweifel.

Was dünckt dich nun, fuhre Socrates fort, wenn einer von deinen Freunden, das ist, ein solcher Mensch, der dir tausendmahl mehr Dienste thut als ein Sclave, in grosse Noth geriethe, soltest du ihm nicht auch darinnen beyspringen? Ich erinnere dich dieses, wegen des Hermogenes: du weist, daß er kein undanckbarer Mann ist, und daß er sich höchst schämen würde, wenn er von dir auch den geringsten Dienst erhalten hätte, daß er dir nicht wiederum gleichen Gefallen erweisen solte. Du weist ferner, daß viel Knechte nicht so hoch zu halten sind, als ein Mensch,

der aus freyem Willen dienet, und der uns liebet und beständig ist, und nicht alleine dasjenige verrichten kan, so man ihm aufträget, sondern auch für sich selbsten viel nützliche Dinge und Rathschläge erfindet, und das zukünftige zuvorher siehet. Nun halten aber gute Hauswirthe dafür, daß, wenn man eine theure Sache wohlfeilen Kauffs findet, man dieselbe anschaffen soll. Derowegen gebrauche dich dieser Lehre; denn bey gegenwärtiger Zeit kanst du dir viel Freunde um einen wohlfeilen Preiß machen.

Dein Rath ist sehr gut, versetzte Diodorus, und du darffst es dem Hermogenes nur sagen, daß er zu mir komme.

Das laß ich wohl bleiben, sagte Socrates. Es stehet dir so wohl an, daß du zu ihm gehest, als daß er dir nachlauffen soll; denn du hast von dieser Handlung so viel Vortheil zu gewarten, als er.

Dieses bewoge den Diodorus, daß er selbsten zu dem Hermogenes ging, und durch eine geringschätzige Gutthat ihn verpflichtete, daß er sein guter Freund wurde. Denn von der Zeit an bemühete sich Hermogenes sehr, dem Diodorus wiederum Gefallen zu erweisen, und suchte alle Gelegenheit ihm zu dienen, und angenehme Dienste zu thun.

Der Denckwürdigen Dinge Des SOCRATES Drittes Buch.

Das I. Capitel.

Von dem Amte eines tapfern Generals.

NUn wollen wir auch sehen, wie Socrates denenjenigen, die was rechtschaffenes lernen wolten, darzu behülflich war, und ihnen riethe, daß sie darinnen recht fleißig seyn, und die Lehren ihres Vorhabens gründlich begreiffen solten.

Als er gehöret hatte, daß ein gewisser Mann, der Dionysodorus hiesse, nach Athen kommen wäre, welcher versprache, daß er die Begierigen in der Krieges-Kunst unterweisen wolte, sagte er zu einem jungen Menschen unter seinen guten Freunden, der gerne ein Kriegs-Oberster werden wolte: Es wäre eine grosse Schande, mein lieber Freund, wenn einer, der einmahl ein Kriegs-Oberster werden will, eine so gute Gelegenheit aus Händen liesse zu lernen, wie man commandiren solte, und ein solcher Mensch verdienete vielmehr ausgelacht und bestraft zu werden, als einer, der sich unternähme eine Bild-Seule

zu machen, und hätte doch niemahln das Bild-Schnitzer-Handwerck gelernet. Denn gleichwie in Kriegen das gantze Glück des gemeinen Wesens auf einem Obersten oder General beruhet; also ist leichte zu vermuthen, daß, wenn er diese Sache wohl verstehet, das gemeine Wesen grossen Vortheil davon haben werde; und wenn er darinnen unerfahren ist, grosses Unglück daraus entstehen könne. Derowegen würde es nicht mehr als billig seyn, einen solchen Menschen hart zu bestrafen, der diese Kunst nicht lernen, und gleichwohl nach einer solchen hohen Würde trachten wolte.

Hierdurch beredete Socrates diesen jungen Menschen, daß er hinginge, und sich der Unterweisung des Dionysodorus anvertrauete.

Eine Zeit hernach, als er mit eben demselben in Gesellschaft war, sagte Socrates im Schertz zu denen Anwesenden: Ihr werdet euch erinnern, meine Herren, daß Homerus, wenn er von dem Agamemnon redet, denselben allezeit den Ehrwürdigen nennet. Was düncket euch nun von diesem Jüngling, ist es nicht billig, daß man ihm auch grosse Ehre erweise, weil er gelernet hat, wie man commandiren soll. Denn gleichwie ein Mensch, der wohl auf der Laute spielen kan, allezeit ein guter Lauteniste ist, wenn er gleich nicht würcklich spielet, und derjenige, der die Medicin wohl verstehet, allezeit ein vortrefflicher Medicus ist, wenn er gleich keine Recepte verschreibet; also solte man billig diesen Jüngling, nachdem er gelernet hat, wie man im Kriege commandiren soll, allezeit als einen General betrachten, ob er gleich

gleich noch nicht darzu erwehlet worden ist; denn wenn einer im Gegentheil nicht commandiren könte, so würde er deswegen kein guter Oberster seyn, wenn er gleich tausendmahl zum Obersten gemacht würde, und wenn einer die Artzeney-Kunst nicht gelernet hätte, würde er gewiß kein Medicus werden, wenn ihn gleich die gantze Stadt brauchte. Aber, fuhr er fort, und wendete sich zu dem Jüngling, weil es leicht geschehen könte, daß einer unter uns ein Regiment oder Compagnie unter dir zu commandiren kriegte, so sage uns doch, daß wir auch was lernen, worinnen hat dein Lehrmeister angefangen, dir diese Kunst zu lernen?

Darvon, antwortete dieser, wovon er auch geendigt hat; denn er hat mich nichts mehr gelernet, als wie man eine Armée in Ordnung stellen; wenn man marchiren, sich lagern, oder schlagen solte.

Aber dieses, sagte Socrates, ist nur ein kleines Stückgen von dem Amt eines Generals, denn er muß über dieses noch viel mehr wissen. Er muß erstlich geschickt seyn alles dieses anzuschaffen, was zum Krieg gehöret; er muß wissen, wo seine Soldaten ihre Munition hernehmen sollen; Er muß scharfsinnig, arbeitsam, fleißig, gedultig seyn und von geschwinder resolution; er muß nach Gelegenheit ernsthaft und barmhertzig seyn; er muß wissen zu rechter Zeit offenhertzig und verschlagen zu seyn, er muß wohl verstehen, wie er das seinige wohl vertheydigen, und andern das ihrige rauben könne; er muß zu rechter Zeit plündern, und andere bereichern; er muß freygebig und genau seyn; er muß an sich halten kön-

nen, und doch zu rechter Zeit etwas wagen; Ja er muß tausend andere, so wohl natürliche als durch die Kunst erlernete gute qualitäten an sich haben. Es ist wohl an dem, er muß sich auch sehr wohlverstehen eine Armée zu ordnen, denn eine gute Ordnung ist das vornehmste bey einer Armée, und ohne dieselbe würde man die Armée zu nichts brauchen können, so wenig als man einen Hauffen brauchen kan, darinnen Steine, Holtz, Ziegel, Kalck und andere Bau-Materialien unter einander liegen; Wenn man aber alle diese Sachen wohl geordnet hat wie sichs gehöret, die Ziegel und Steine zu Dächern und Mauern, das Holtz aber und andere Materialien zu Gemächern brauchet, wie man bey Erbauung eines Hauses zu thun pfleget, so kan man als denn wohl sagen, daß es ein schönes und ordentliches Hauß sey, darinnen zu wohnen sich keiner schämen wird.

Diese Gleichniß kömmt sehr wohl, sagte der Jüngling; denn man muß dieses auch in Ordnung einer Armée beobachten; und man muß allezeit die besten Soldaten in die fördersten und hindersten Reihen stellen, und die schlechtesten in die mitten, damit sie von jenen angeführet, und von diesen getrieben werden.

Hat er dir denn auch gelernet, fragte Socrates, wie du gute und schlimme Soldaten erkennen solst, denn sonst würde dir diese Regel gewiß wenig helffen, so wenig als wann man dir gesagt, daß du einen Hauffen Geld auf den Tisch zehlen, und das beste in die vordersten und hintersten Reihen, das schlimmeste aber in die mittelsten legen soltest, und du

wüstest

wüstest nicht, welches gut Geld und welches schlimm wäre.

Fürwahr antwortete der Jüngling, er hat mir dieses nicht gelernet, sondern ich halte darvor, daß wir unsern eigenen natürlichen Verstand darzu brauchen müssen, die besten und die schlimmesten Soldaten von einander zu unterscheiden.

Ey laß uns doch ein wenig betrachten, versetzte Socrates, wie man sich hierinnen verhalten müsse. Ist es nicht wahr, wenn was geplündert werden soll, so mustu die geitzigsten Soldaten voran stellen, und wenn eine gefährliche action vorzunehmen wäre, so mustu die kühnesten und Ehrgeitzigsten darzu erkiesen. Denn diese scheuen sich für keiner Gefahr, wenn sie dadurch ihre Kühnheit und Begierde bezeugen können, und hierzu wirstu nicht eben grosses Kopfbrechens brauchen, solche Leute auszulesen; denn sie werden schon selbst bey gegebener Gelegenheit sich hierzu freywillig anbiethen. Aber sage mir doch, weil dich dein Lehrmeister unterwiesen hat, wie du eine Armée auf unterschiedene Art in Ordnung stellen solst, hat er dir nicht auch gelernet, wenn du diese oder jene Ordnung gebrauchen müssest.

Nein antwortete dieser, er hat mir hiervon nichts gesagt.

Gleichwohl begegnete Socrates, ist es kein Zweifel, daß man diese unterschiedene Ordnungen, auch bey unterschiedener Gelegenheit gebrauchen müsse.

Dem sey wie ihm wolle, sagte der Jüngling, er hat mir doch von diesem allen nichts gewiesen.

Ey sagte Socrates, so gehe geschwinde wieder zu deinem Lehrmeister, und laß dir es noch weisen; denn wenn er es selbsten weiß, und nur ein wenig ein ehrlicher Mann ist, so wird er sich ja schämen, daß er das Geld von dir genommen, und dir dafür nichts rechts soll gelernet haben.

Das II. Capitel.

Ein anderer Discours des Socrates, von eben dieser Materie.

Ein andermahl sagte er zu einem General, den die Athenienser nur neulich gewehlet hatten. Mein, sage mir doch: Warum hat Homerus den Agamemnon einen Hirten seiner Völcker genennet? Ist es nicht deshalben geschehen, daß, gleichwie ein Hirte besorgt seyn muß, daß seine Schaaffe in guter Sicherheit seyn, und es ihnen an nichts mangele; also auch ein guter General besorgt seyn müsse, daß seine Soldaten allezeit in guten Zustand seyn, und keinen Mangel an Munition haben, und daß sie dasjenige wohl ausführen, weshalben man sie geworben hat, nemlich daß sie ihre Feinde überwinden, und sich dadurch glücklich machen. Deshalben lobete auch Homerus seinen Agamemnon, daß er nicht alleine ein tapfferer General, sondern auch ein guter Fürste sey. Denn ist es nicht wahr, wenn ein Fürst ein guter und tapfferer Soldate seyn will, so ist es nicht genung, daß er vor seine Person tapffer und im streiten kühne sey, sondern er muß auch seiner gantzen Armée ein Hertz einzusprechen wissen, und verschaffen, daß alle Soldaten ihre Tapffer-

fer-

ferkeit so wohl als er beweisen, und wenn einer den Nahmen eines guten Fürsten erwerben will, so ist es nicht genung, daß er sein eigen Vermögen in guten Zustand setze, sondern er muß sich auch befleissen, daß alle seine Unterthanen vergnügt seyn, und alles vollauf haben. Denn man wehlet ja die Könige und Fürsten nicht deshalben, daß sie nur für sich sorgen, sondern daß sie das gantze Volck, welches sie erwehlet, glücklich machen sollen. Alle Völcker führen deshalben Kriege, daß sie im Friede leben mögen, und wenn sie Obersten erwehlen, so wollen sie Anführer haben, die ihnen den Weg zeigen, wie sie den vorgesetzten Zweck erlangen mögen. Derowegen ist es höchst nöthig, daß ein Kriegs-General diejenigen, die ihn erwehlet haben, glücklich mache. Dieses ist die gröste Ehre, die er davon tragen kan, und wenn er solches nicht thut, so hat er billig Ursache, sich seines Amtes zu schämen.

Hieraus siehet man, daß Socrates, wenn er das Amt eines guten Fürsten beschreiben wolte, bey nahe nichts mehr verlangete, als daß er seine Unterthanen solte glücklich machen.

Das III. Capitel.

Ein ander Gespräch des Socrates mit einem General zu Pferde von voriger Materie.

So weiß ich auch, daß er einsmahls mit einem General zu Pferde einen gleichmäßigen Discours gehalten; Weßhalben, fragte Socrates, habt ihr wohl darnach getrachtet, daß man euch zum General

neral machet? Ich will nicht hoffen, daß es deswegen geschehen sey, damit ihr denen andern allen vorreiten köntet, denn die Schützen reiten noch vor dem General; viel weniger will ich hoffen, daß ihr es deshalben gethan, daß euch die Leute desto besser kennen, und von euch reden möchten, denn man redet von niemand mehr als von Narren. Und also ist es vielleicht deswegen geschehen, weil ihr euch eingebildet habt, daß ihr verstündet, wie man die Reuterey verbessern solte, und daß ihr dem gemeinen Wesen, wenn es euer von nöthen hätte, hierinnen ungemeine Dienste leisten köntet.

Ihr habt recht, antwortete der General.

Euer Vorhaben ist sehr löblich, begegnete Socrates, wenn nur die Sache auch in eurem Vermögen ist, und sich würcklich so verhält. Wir wollen es bald sehen. Ist es nicht wahr, ihr seyd verpflichtet, die Reuter und die Pferde in Obsicht zu haben?

Ausser Zweifel.

Alleine wie macht ihr es, daß ihr gute Pferde kriegt, und daß sie auch gut bleiben? fragte Socrates.

Das gehet mich nichts an, antwortete der Oberste, sondern ein jedweder Reuter muß vor sein Pferd sorgen.

Ich weiß nicht, sagte Socrates. Wenn euch nun eure Reuter Pferde bringen, die lahm oder steif seyn, oder die so dürre und mager sind, daß sie den andern nicht folgen können; oder die hartmäulicht sind, oder die den Koller haben, oder die hinten ausschlagen

und nicht auffsitzen lassen; Werdet ihr wohl was mit dieser Reuterey anfangen, und dem Staat grosse Dienste mit leisten können?

Ich habe mich geirret Socrates, antwortete der General, und ihr habt recht, derowegen versichere ich euch, daß ich mich um gute Pferde rechtschaffen bekümmern werde.

Werdet ihr euch aber auch nicht vielmehr um die Reuter bekümmern? fuhr Socrates fort.

Ja freylich.

So werdet ihr demnach, sagte Socrates für allen Dingen besorgt seyn, daß eure Reuter geschwinde werden auffsitzen lernen.

Ohne zweifel, sagte der Oberste, denn solcher Gestalt wird sich einer im Kriege bald salviren können, wenn er vom Pferde herunter geschmissen wird, oder ihm solches unter dem Leib tod darnieder fält.

Ferner, werdet ihr wohl zufrieden seyn, wenn eure Reuter nur geschickt sind auf der Reitschule zu reiten, wo alles eben ist, oder werdet ihr sie nicht gewehnen, daß sie an engen, bergichten oder morastigten Oertern, und auf was weise es auch seyn möge, reiten können, damit ihr was gutes mit ihnen ausrichten möget, der Feind möge nun seyn wo er wolle? Denn ich halte nicht dafür, daß ihr dem Feinde zumuthen werdet, daß er zu euch aufs-Reit-Hauß oder auf eine Wiese, darauf eure Soldaten gewohnet sind, kommen solle. So werdet ihr auch verhoffentlich eure Reuter angewehnen, daß sie sich der Wurf-Spiesse wohl zu bedienen wissen, und an-

andere damit aus dem Sattel heben; Ja ich halte endlich davor, wenn ihr eure Reuter zu recht guten Soldaten machen wollet, ihr werdet sie gleichfalls ehrgierig machen, und ihnen bey Gelegenheit einen Muth und Zorn wieder die Feinde einsprechen.

Versichert euch, sagte er, ich werde dieses alles wohl in acht nehmen.

Alleine versetzte Socrates, habt ihr auch darauf gedacht, wie ihr zu wege bringen möchtet, daß euch eure Soldaten pariren? denn ohne diese Kunst wird das andere alles nichts seyn, und wenn ihr die bravsten Soldaten unter euch hättet.

Es ist wahr, antwortete er, aber wie soll ichs machen, daß ich disfalls ihre Gemüther völlig gewinnen möge?

Ists nicht wahr, fragte Socrates, daß die Menschen in allen Dingen denenjenigen am liebsten gehorchen, die sie für geschickt in einer Sache halten? Denn wenn man kranck ist, so thut man am liebsten, was der Medicus haben will, den man für erfahren in dieser Kunst hält. Wenn man auf dem Meer ist, so thut man das am liebsten, was ein erfahrner Schiffmann befiehlet, und in der Haußhaltung richtet man sich gemeiniglich nach denen Leuten, die Haußhaltung wohl verstehen.

Es ist nicht anders.

So ist dann auch kein zweifel, fuhr Socrates fort, daß die Reuter einen Obersten am liebsten haben, der den Krieg und die Reuterey wohl verstehet. Also wird es nichts mehr brauchen, sagte der Oberste, als

als daß ich auch meinen Soldaten allezeit erweise, daß ich mein Handwerck recht gelernet habe, und mein Amt wohl verstehe.

Zweifels ohne, sagte Socrates, wenn ihr ihnen nur noch dieses beybringen könnet, daß ihre eigene Ehre und ihr gröster Vortheil eintzig und alleine daran hänge, wenn sie euch freywillig und ungezwungen pariren.

Wie werde ich sie aber dieses bereden können?

Ihr dürffet nichts mehr thun, als daß ihr ihnen weiset, es sey besser gutes als böses zu thun.

So meynet ihr dann, ein Oberster müsse auch wohl reden und raisoniren können?

Aber ihr, meynet ihr denn, daß ein Oberster sein Amt wohl verwalten werde, wenn er stumm ist, und mit seinen Soldaten nichts reden kan? Die Rede ist es ja, durch welche wir lernen verstehen, was uns die Gesetze befehlen, im gemeinen Leben und Wandel in acht zu nehmen. Wenn man etwas rechtschaffenes lernen will, es mag seyn, worinnen es wolle, so kan man solches ohne rechten Gebrauch der Rede nimmermehr begreiffen. Die Rede ist die beste methode einem etwas zu lernen, und diejenigen, die alle schöne Wissenschaften wohl verstehen, können auch davon zierlich und mit jedermans Vergnügen reden. Uber dieses, habt ihr niemahls in acht genommen, daß die Athenienser in allen Stücken andere Griechen übertreffen, und daß keine Republique auf der Welt ist, darinnen die Jugend so wohl erzogen wird, als zu Athen. z. e. Wenn man aus Athen nach Delos etliche Sänger und Musicos abschicket,

so

so ist kein Zweifel, daß diese alle diejenigen übertreffen, die von andern Städten dahin geschicket werden. Nun muß man sich aber nicht einbilden, daß die Athenienser schönere Stimmen haben, als andere Völcker, oder daß ihre Leiber hierzu geschickter seyn, als die Leiber anderer Völcker; sondern daß die Athenienser mehr nach Ruhm und Ehre trachten; Denn die Liebe zur Ehre treibet die Menschen an, sich in allen Dingen vortrefflich zu machen. Und solcher gestalt werdet ihr auch gestehen müssen, daß, wenn einer über die Reuterey gesetzet ist, er durch nichts ehe werde zu wege bringen, daß dieselbe alle andere Völcker in schönen Waffen und Pferden, in guter Ordnung und Disciplin, und endlich in Courage übertreffen, als wenn er sie beredet, daß sie durch dieses alles ihren Ruhm und Ehre befördern werden.

Ich habe nichts weiter darwieder einzuwenden.

So gehet dann hin, sagte Socrates, und beredet dieses eure Soldaten, denn solcher gestalt werdet ihr sie eintzig und alleine dahin bringen, daß sie euch und ihr durch sie dem gemeinen Wesen werdet grosse Dienste leisten können.

Das IV. Capitel.

Socrates tröstet den Nicomachides, als ihm andere waren vorgezogen/ und zu Obersten gemacht worden.

Als er dem Nicomachides begegnete, der gleich aus der Versammlung kam, in der man neue Obrigkeiten erwehlet hatte, so fragte er ihn, wen man zu Generalen gemacht habe?

Nico-

Nicomachides antwortete: Ach die Athenienser sind wohl rechte undanckbare Leute; denn sie haben mir alle andere vorgezogen, da ich doch nun so lange Jahre im Kriege mein Gut und Blut, Leib und Leben in ihren Diensten zugebracht. Ich bin alle Staffeln durchgegangen, und habe erst eine gute Zeit für einen gemeinen Soldaten gedienet; darnach bin ich Fendrich worden, und von dar Lieutenant, bis ichs endlich dahin gebracht, daß man mir eine Haupt-manns-Stelle gegeben; Ich habe in vielen Schlachten wohl 50. Wunden gekriegt (und indem er dieses sagte, entblößte er seine Brust, und wiese dem Socrates einen Haufen Narben) und nichts desto weniger haben sie mich übergangen, und haben an meine statt den Antisthenes gewehlet, der doch Zeit seines Lebens nicht zu Fusse gedienet, auch sein Tage zu Pferde die geringste ruhmwürdigste That nicht begangen, und dessen Geschicklichkeit endlich alleine darinnen bestehet, daß er viel Geld machen kan.

Das ist eben so schlimm nicht, sagte Socrates, denn desto weniger wird es denen Soldaten an Geld und an Bezahlung mangeln.

Ey, sagte Nicomachides, der verdorbenste Kauffmann, und der etliche mahl panquerot gemacht, kan auch viel Geld zusammen scharren, deshalben aber ist er nicht geschickt, General zu werden.

Es ist wahr, sagte Socrates, alleine weist du nicht, daß Antisthenes über dieses auch die Ehre liebet, und daß er alle andere seines gleichen in allen dem, was er sich unterfängt, zu übertreffen suchet? Und hierinnen bestehet die vornehmste Tugend eines Ge-

nerals. Hast du nicht in acht genommen, daß, so offt er dem Volck zu Ehren hat Comödien spielen lassen, er alle mahl den besten Preiß davon getragen?

Es ist gleichwohl ein grosser Unterscheid, sagte Nicomachides, eine Armée zu commandiren, und eine Comœdie anzugeben.

Nichts desto weniger, sagte Socrates, ist es gewiß, daß Antisthenes weder die Music, noch die Gesetze, die man in Comödien beobachtet, verstehet. Unterdessen aber hat er allemahl die besten Meister darinnen ausgesuchet, und dadurch hat er allezeit sein Glück gemacht.

So wird er auch, versetzte Nicomachides, sich um solche Leute bewerben müssen, die an seine statt commandiren und fechten.

Dem sey wie ihm wolle, antwortete Socrates, so ist es gleichwohl gewiß, daß, wenn er sich wird lassen angelegen seyn, so wohl im Kriege, als er in der Comœdie gethan, die geschicktesten zu seinen Räthen auszusuchen, er auch hierinnen alle andere Generale übertreffen werde. Und es ist sehr wahrscheinlich, daß er sich vielmehr werde lassen angelegen seyn, sein Geld darauf zu wenden, damit er über die Feinde triumphiren, und dadurch für die gantze Republic Ehre einlegen möge, als er sich bemühet hat, Unkosten auf die Comödien zu wenden, seine Mitbürger zu übertreffen, und den Sieg davon zu tragen, von denen nur er, und die von seinem Stamme seyn, Ehre gehabt haben.

So wird demnach aus deiner Meynung folgen,

sagte Nicomachides, daß derjenige, der schöne Comödien kan spielen lassen, auch tüchtig sey, einen General abzugeben?

Vielmehr wird dieses draus folgen, antwortete Socrates, daß ein Mensch, der einen guten Verstand hat, in allen Sachen wohl zu überlegen, was er zu seinem Vorhaben von nöthen habe, und hernach selbiges anzuschaffen, zu allen Dingen wohl geschickt sey: zu Comödien, zum Regiment, eine Armée zu commandiren, oder hauszuhalten, u. s. w.

Fürwahr, sagte Nicomachides, ich hätte nicht gedacht, daß du auch noch soltest mit einem Haus-Wirth aufgezogen kommen, und ein guter Haus-Wirth sich auch schicken solte, einen Obersten abzugeben.

Du darfst nicht so höhnisch seyn, sagte Socrates, lasse uns nur ein wenig betrachten, worinnen das Amt eines jeden bestehe, so wollen wir bald sehen, wer unter uns beyden Unrecht hat, und ob denn so ein grosser Unterscheid zwischen einem guten Hauswirth und einem tapffern Obersten sey. Ist es nicht wahr, ein guter Haus-Wirth muß seine Knechte so wohl in guter Disciplin halten, als ein Oberster seine Soldaten?

Wer wolte daran zweifeln?

So muß auch ein guter Hauswirth so wohl als ein Oberster Achtung geben, daß er seine Leute darzu brauche, worzu sie sich schicken, daß er die bösen strafe, und die guten belohne; daß er von seinen Knechten geliebet werde: daß er gute Freundschaft halte, damit er sie bey der Hand habe, wenn er ihrer benöthigt

 ist,

ist, daß er das seinige wohl zu erhalten wisse. Mit einem Worte, daß er fleißig und unermüdet sey, alles dasjenige, was einem guten Haus-Wirt zustehet, in acht zu nehmen.

Was diese Stücke betrifft, sagte Nicomachides, ist kein grosser Unterscheid zwischen einem Obersten und einem guten Haus-Wirt; alleine wenn es zum fechten kommt, da ist wohl keine Vergleichung zwischen diesen beyden.

Warum aber nicht, fragte Socrates, hat nicht ein Haus-Wirt so wohl seine Feinde, als ein Kriegs-Oberster?

Dieses sage ich nicht.

So ist demnach einem so viel daran gelegen, als dem andern, daß er sie überwindet.

Ich gebe auch dieses zu, sagte Nicomachides: alleine worzu wird ihme die Haus-Wirtschaft helffen, wenn er seinen Feinden eine Schlacht liefern soll?

In Wahrheit sehr viel, antwortete Socrates, denn gleichwie ein guter Haus-Wirt genau betrachtet, daß sein gröstes Glücke darauf beruhet, wie er seinen Feinden überlegen seyn möge, und daß er keinen grössern Schaden haben könne, als wenn er von seinen Feinden überwunden wird; also wird er sich auch höchst bemühen, aller Mittel sich zu bedienen, dadurch er seinen Vortheil wird zu wege bringen können, und alles dasjenige zu unterlassen, was ihm schädlich seyn könne. Eben also würde er es auch machen, wenn er ein Oberster seyn würde. Denn wenn er sehen würde, daß seine Armée mit allem

wohl versehen, und in einem solchen Zustand sey, daß er einen Sieg zu hoffen hat, so wird er dem Feind eine Schlacht liefern. Sähe er aber, daß ihm hieran etwas mangelt, so würde er solches wohl bleiben lassen. Also siehest du, daß die Haus-Wirtschaft hierzu so unnützlich nicht ist, als du dir einbildest. Derowegen, mein lieber Nicomachides, verachte künftig diese Dinge nicht also; Denn es ist kein grösserer Unterschied zwischen einem guten Haus-Wirt und zwischen einem guten Regenten oder Kriegs-Obersten, als zwischen viel und wenig, und ausser diesem kommen beyde durchgehends mit einander überein. Denn man muß so wohl zum gemeinen Wesen, als zu einer Haushaltung Leute haben, und man braucht zu allen beyden täglich einerley Personen. Denn derer man sich im gemeinen Wesen bedienet, etwas nützliches damit auszurichten, die braucht auch ein guter Haus-Wirt zu seinen eigenen Geschäften. Und hieraus folget nun nothwendig, daß alle diejenigen, die geschickte Leute zu ihrem Vorhaben gebrauchen, sich so wohl zum gemeinen Wesen, als zum Regiment und zum Kriege schicken, und daß die, so solches nicht beobachten, so wenig zu einem als zu dem andern taugen.

Das V. Capitel.

Gespräch des Socrates mit dem jungen Pericles, von dem damahligen Zustand der Athieniensischen Republic.

Als er einsten bey dem Pericles, Pericles des grossen seinem Sohn, war, sagte er zu ihm: Ich will hof-

hoffen, wenn ihr dermaleinst werdet Oberster werden, so solle es mit Athen besser stehen, und sie so dann mehr Ehre und Sieg über ihre Feinde, als bishero geschehen, davon tragen.

Ich wolte es wünschen, antwortete Pericles; Alleine ich begreiffe noch nicht, wie sich dieses so leichte thun lasse.

Wir wollen dieses bald erfahren, last uns nur ein wenig hierüber raisoniren. Ists nicht wahr, die Bœotier haben nicht mehr Volcks als die Athenienser?

Ja, dem ist also.

So sind sie auch nicht wohlgestalter oder tapfferer, als die Athenienser?

Dieses ist auch wahr.

Aber glaubet ihr, daß sie sich unter einander besser vertragen, als die Athenienser, und daß sie leutseliger gegen andere Leute seyn?

Keines weges, sagte Pericles, denn die meisten Bœotier sind denen Thebanern sehr gram, weil sie von diesen sind hintergangen worden, welches man gleichwohl von denen Atheniensern nicht sagen kan.

Aber zum wenigsten, versetzte Socrates, sind die Bœotier doch überaus ehrgierig, und begegnen andern mit einer ungemeinen Höflichkeit, welche Beschaffenheit die Menschen gar starck antreibet, für die Ehre und für das Vaterland ihr Leib und Leben zu wagen.

Die Athenienser geben ihnen auch hierinnen nichts nach, antwortete Pericles.

Es ist wahr, sagte Socrates, man wird nicht eine Nation finden, derer Vorfahren schönere und mehr grosse Thaten gethan, als die Athenienser, und die Vernunfft lehret uns, daß die einheimischen Exempel den Muth und die Hertzhaftigkeit viel mehr anfeuren, als fremde, und eine brünstige Liebe zur Tugend und Tapferkeit erwecken.

Nichts desto weniger versetzte Pericles, sehet ihr, daß nach der Niederlage, die Holmides zu Lepadie gelitten, allwo wir 1000. Mann verlohren, und nach einem andern Unglücke, das dem Hippocrates bey Delium wiederfahren ist, die Ehre der Athenienser dergestalt verringert worden, und den Bœotiern der Muth also gewachsen, daß, da sie vor diesem sich nicht getraueten, in ihrem eigenen Lande ohne der Lacedæmonier und anderer Peloponesischer Völcker Hülffe denen Atheniensern stand zu halten, sie jetzo bloß mit ihren eigenen Völckern bedrohen, in Atticam einzufallen, und daß hingegentheil die Athenienser, die vor diesem, ehe die Bœotier von denen andern Völckern vertheydiget worden, ihnen ins Land fielen, und alles daselbst plünderten, jetzo anfangen zu zittern und zu beben aus Furcht, daß ihnen von den Bœotiern ein gleiches wiederfahren werde.

Mir düncket, antwortete Socrates, es solt ein General nicht ungerne sehen, wenn er ein Volck, das er commandiren solte, in diesem Zustande anträffe, und die Furcht macht selbiges mehr vorsichtig, gehorsam und demüthig. Da hingegen eine allzugrosse Sicherheit mehrentheils ein nachläßiges

und liederliches Leben nebst einer grossen Wiederspenstigkeit mit sich zu führen pfleget. Dieses siehet man augenscheinlich an denen, die auf dem Meere sind. Wenn sie sich nichts zu befürchten haben, so ist nichts als Unordnung und confusion in dem gantzen Schiff; wenn sie sich aber befahren, von denen Räubern überfallen zu werden, oder wenn ein Ungewitter entstehet, so thun sie nicht allein alles, was man ihnen gebiethet, sondern sie erwarten auch des Befehls des Schiff-Hauptmanns mit einem geruhigen Stillschweigen, und kommen mir wegen ihrer grossen Einigkeit bald so vor, als wie die Leute, die mit einander ein ballet tantzen.

Gesetzt aber, mein lieber Socrates, fuhr Pericles fort, daß die Athenienser einem General gehorchen würden, mit was für mitteln könte man sie bereden, und eine Begierde bey ihnen erwecken, denen Tugenden ihrer Vorfahren nach zu ahmen, sich in gleiches Ehransehen zu setzen, und die Glückseeligkeiten voriger Zeiten wiederum zu erlangen?

Wenn wir sie bereden wolten, antwortete Socrates, ein Land einzunehmen, das von andern Völckern besessen würde, dürfte man ihnen nur sagen und ihnen darthun, daß ihnen solches vor langer Zeit her gehöre, und daß man sie unrechtmäßiger Weise darum gebracht, denn solcher gestalt würden sie alsobald begierig seyn, dasselbe wieder zu haben. Weil wir sie aber wollen dahin bereden, daß sie vermittelst der Tugend sich bey andern Völckern

frucht-

fruchtbar machen sollen, so müssen wir ihnen vielmehr darthun, daß die Tugend und Weißheit ihnen von langer zeit her eigenthümlich gehöret. Und daß, wenn sie sich befleißigen werden, diesen Vortel zu erhalten, sie auch andere Völcker nothwendig an Macht und Gewalt übertreffen werden. Zu diesem Zweck aber desto besser zugelangen, muß man ihnen für Augen stellen, daß ihre Vorfahren von langen Zeiten her tugendhafte und vortreffliche Leute gewesen.

Ich mercke wohl, worauf ihr zielet, sagte Pericles, nemlich auf das alte Urthel über die Götter, welches zu zeiten des Cecrops dem Atheniensischen Volck von den Göttern wegen ihrer ungemeinen Tugend überlassen worden.

Dieses erkläret Augustinus im 18. Buch von der Stadt GOttes, aus dem Varrone: Zu Zeiten des Cecrops, der die Stadt Athen gebauet, geschahe es, daß von sich selbst auf der einen Seiten ein Brunnqvell entstunde, auf der andern Seiten aber ein Oel-Baum hervor wuchse, Cecrops, der über dieses Wunder bestürtzt war, fragte das Oracul, was es bedeutete, und bekam zur Antwort: daß der Oel-Baum die Göttin Minerva, und der Brunn den Neptunus bedeute, und daß diese Götter denen Atheniensern ihren Schutz anbothen, weswegen sie wehlen konten, welchen von beyden sie zum Patron haben wolten. Cecrops versammlete das gantze Volck so wohl an Weibern als Männern, und trug ihnen solches vor. Die Männer gaben ihre Stimmen alle mit einander für den Neptunus, aber hingegentheil die Weiber gaben ihre Stimmen der Minerva, und befand sich hernach, als man die Stimmen zehlete, daß die Minerva eine einige Stimme mehr hatte als Neptunus, dahero ist auch

die Stadt von der Minerva ihren Griechischen Nahmen Athen genennet worden. Neptunus um sich zu rächen, setzte die gantze Stadt unter Wasser, aber man besänftigte ihn wieder, indem man etliche Weiber tödten liesse, und von der Zeit an war beschlossen, daß die Weiber künftig in denen Versammlungen des Volcks keine Stimmen mehr haben solten. Wiewohl andere diese Fabel mit andern Umständen erzehlen.

Du hast gar recht, sagte Socrates, alleine man solte ihnen hiernechst auch von der Geburth und Aufferziehen des Erechtæi sagen, und von dem Kriege; der zu seiner Zeit mit allen benachbarten Völckern; wie nicht weniger von einem andern Kriege, der zu Zeiten der Heraclitarum wieder die Peloponesier geführet worden, und endlich solte man ihnen alle Kriege vorstellen, die unter der Regierung des Theseus geführet worden, worinnen unsere Vorfahren allemahl die reputation erhalten, daß sie die tapfferſten Leute ihrer Zeit gewesen. Man könte ihnen auch wohl vorsagen von denen Thaten der Nachkommen, und was diejenigen, die unsern Zeiten näher kommen, gethan haben. Bald könte man ihnen weisen, wie sie mit ihrer eintzigen Macht denen Völckern Wiederstand gethan, denen gantz Asien gehorchte, und derer Herrschaft in Europa biß an Macedonien sich erstreckt, die von ihren Vätern ein mächtig Reich und unbeschreibliches Vermögen ererbet, und sich albereit selbst durch viele grosse Thaten berühmt gemacht hatten. Bald muste man ihnen die Siege erzehlen, die sie zu Wasser und Land mit denen Lacedæmoniern, welches gleichfals

fals tapffere Leute waren, davon getragen; Ja man müste ihnen sagen, daß, als grosse Unruhe unter denen Griechen entstanden, und ihrer viel aus Furcht ihre Wohnungen verlassen, die Athenienser doch allezeit an ihrem Ort unverrückt sitzen blieben, daß die benachbarten Völcker sie zu Schiedes-Richtern in ihren Uneinigkeiten erwehlet, und daß die bedrängten allezeit ihre Zuflucht zu ihrem Schutz genommen.

Wenn ich daran gedencke, sagte Pericles, so erschrecke ich, daß unsere Republic so sehr herunter kommen.

Es kommt mir vor, begegnete Socrates, daß es ihr gegangen als wie allen denen, die in einem glücklichen und mächtigen Stande leben, und von jederman für vortrefflich gehalten werden, denn sie fangen gemeiniglich an nachläßig zu werden, und nicht acht auf sich zu haben, und werden solcher gestalt schlimmer als man nur gedencken kan. Ebenmässig nachdem die Athenienser sich über die andern Griechen durch ihre Thaten erhoben hatten, haben sie sich der Eitelkeit ergeben, und sind nun jetzo gantz und gar aus der Art geschlagen.

Aber wie sollen sie es nun machen, fragte Pericles, das Ehr-Ansehen ihres vorigen Tugend-Glantzes wieder zu erlangen?

Sie dürffen nur betrachten, antwortete Socrates, wie es ihre Vorfahren gemacht, und ihrem Exempel nachfolgen; denn wenn sie dieses thun, so ist kein zweiffel, sie werden nicht weniger berühmt werden als jene gewesen, oder wenn ihnen dieses ja nicht an-

anständig wäre, so dürften sie nur denen Exempeln derer Völcker folgen, die jetzo in dem grösten Ansehen sind; Denn wenn sie eine gleiche Conduite gebrauchen, und gleicher Gebräuche und Sitten sich bedienen, so könen sie sich wohl versichern, daß sie ihnē nicht alleine es gleich thun, sondern auch, wenn sie noch mehr Fleiß anwenden, daß sie es ihnen zuvor thun werden.

Es scheinet nach eurer Rede, Socrates, daß unsere Republic von der Tugend noch sehr entfernet sey, und gewiß, es ist die pur lautere Warheit. Denn man betrachte doch, wie die Lacedæmonier das Alter in Ehren halten, da im Gegentheil die Athenienser an ihren eigenen Eltern anfangen, der alten Leute zu spotten. Die Lacedæmonier gewehnen sich von Jugend an zur Arbeit. Zu Athen bekümmert man sich nicht alleine nicht, wie man seinen Leib geschickt machen wolle, sondern man lacht auch diejenigen aus, die solches thun wollen. Dort gehorchet man der Obrigkeit: Hier achtet man sichs für eine Ehre, wenn man sich der Obrigkeit wiedersetzt. Jene leben in einer vollkommenen Einigkeit; wir hingegen bemühen uns, täglich einander zu schaden, an statt, daß wir einander beyspringen solten. Und wir thun uns unter einander mehr Verdruß an als denen Fremden. Täglich wiedersprechen wir einander so wohl in öffentlichen als privat Versammlungen. Täglich zancken wir mit einander, und leben in continuirlichen Processen. Wir achten einen geringen profit viel höher, wenn wir nur unsere Mitbürger dadurch ruiniren, als einen ansehnlichen Gewinn, den wir erwerben könten,

ten, wenn wir einander beyspringen und fort hülffen. Wir mißbrauchen uns des Regiments, gleich als ob uns das gemeine Wesen gantz nichts angienge. Derowegen trachtet ein jedweder zu den öffentlichen Ehren-Aemtern zu gelangen, und dieses ist die Ursache, daß so viel Ignoranten und boshafftige Leute den Staat beherrschen, und daß unter denen Unterthanen ein jeder den andern hasset, und ihm zuwieder ist. Ja ich befürchte mich, es werde dieses Ubel täglich mehr und mehr überhand nehmen, daß wir nicht bald werden in dem Zustand seyn, uns wieder daraus zu wickeln, und daß das gemeine Wesen in kurtzen die Grösse seines Unglücks nicht werde übersehen können.

Ihr müst noch nicht gar verzweifeln, sagte Socrates, sondern vielmehr hoffen, daß die Kranckheit der Athenienser noch zu curiren sey. Denn betrachtet nur: Sie sind gleichwohl noch zimlich geschickt und tapffer zu Wasser, und in denen öffentlichen Wett-Spielen nehmen sie die hergebrachte Gewohnheit noch sehr genau in acht. Ja in denen Comödien und Schau-Spielen geben sie noch zur Zeit keinem Volcke nichts nach.

Dieses wundert mich eben am meisten, sprach Pericles, daß sie in diesen Dingen noch so gehorsam und attent sind, und daß im gegentheil die Kriegs-Leute, die allen ihren Mitbürgern es zuvor thun solten, so ungezogen und aufrührisch sind.

Was habt ihr aber wieder die Areopagiten zu sagen, sind es nicht alles vortreffliche und auserlesene Leute? Weiset mir doch anderswo Richter, die ihr

Amt mit mehr Ehre und genauerer Beobachtung der Gesetze verwalten, die mit grösserer Treue jederman Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und die endlich ihre andern Verrichtungen mit grösserer Sorgfalt beobachten.

Ich kan eben diese Leute nicht tadeln, sagte Pericles.

So müst ihr dennoch an denen Atheniensern nicht gar verzweifeln, sprach Socrates, als wenn sie nicht noch könten verbessert werden.

Ich rede aber vom Kriege, versetzte Pericles, als in welchem man gute Zucht, Sittsamkeit und Gehorsam am meisten muß blicken lassen, und daran mangelt es den Atheniensern gantz und gar.

Vielleicht sind die Generale und Obristen schuld daran, als die nicht verstehen, wie man das Volck zu diesen Tugenden müsse geschickt machen. Ihr sehet ja wohl, daß kein Mensche sich unternimmt Musicanten, oder Comödianten, oder Däntzer, oder Fechter anzuführen, wenn man diese Dinge nicht wohl verstehet, und daß diejenigen, die sich solche Dinge unterstehen, allezeit capabel seyn, jederman zu weisen, daß sie alle diese Künste recht gelernet haben, und darinnen Meister sind. Alleine was die Obersten betrift, die wollen gemeiniglich den Krieg erst lernen, wenn sie commandiren sollen. Ich weiß wohl, daß ihr unter dieser Zahl nicht zu rechnen seyd, sondern daß ihr die Kriegs-Kunst und andere löbliche exercitia wohl gelernet habt; Ich zweifele auch nicht, daß ihr von eurem Vater dem grossen Pericles nicht soltet schöne und ungemeine

meine Kriegs-Liste begriffen, und durch euren eigenen Fleiß noch hier und dar merckwürdige Dinge angemerckt haben. Ja ich glaube, daß ihr zum öftern dergleichen Dingen noch eyfrig nachdencket, damit euch nichts ermangeln könne, was zu einem tapffern General gehöret; und ich weiß wohl, daß, wenn ihr einen Zweifel worinnen habt, ihr bey denen hierinnen erfahrnen Leuten Rath und Unterweisung suchet, und daß ihr kein Geschencke noch Unkosten ansehet, das zu begreiffen, was ihr noch nicht wisset.

Ach! Socrates, sagte Pericles, ihr lobt mich mehr als ich verdiene, weil ihr mir solche Dinge beymäßt, die ich bey mir selbst nicht befinde, und ihr wollet mir dadurch höflich zu verstehen geben, wie ich beschaffen seyn solte.

Socrates fiel ihm in die Rede und sagte: wenn es euch nicht zu wieder ist, so will ich euch wohl einen guten Rath geben; Habt ihr nicht gemercket, daß das Land Attica mit hohen Gebürgen umgeben ist, die an Bœotien angräntzen, in welchen sehr enge und ungangbare Wege sind, durch welche man nothwendig ziehen muß, wenn man aus einem Land in das andere kommen will.

Ich habe dieses ja wohl in acht genommen, sagte Pericles.

Habt ihr aber niemahls gehöret, fuhr Socrates fort, daß die Mysier und Pysidier, die an denen Gräntzen des Königes in Persien vortheilhaftige Vestungen innen haben, dem Könige zum öftern ins Land fallen, unerachtet sie gantz leichte gewafnet

sind,

sind, und dennoch ihre Freyheit beständig beschützen.

Ja ich habe solches wohl gehöret.

So ist es demnach sehr wahrscheinlich, sagte Socrates, daß wenn die Athenienser der Gebirge, die zwischen Bœotia und Attica sind, sich bemächtigten, und junge Leute dahin verlegten, die leichtlich einen Ausfall thun könten, sie denen Feinden dadurch grossen Schaden würden thun können, und daß alle diese Gebürge ihnen würden an statt der besten Gräntz-Vestungen können dienen, und also unser Vaterland in Sicherheit gebracht werden.

Ich glaube es wohl, antwortete Pericles, und befinde, daß alle eure Rathschläge, die ihr mir gegeben, sehr gut sind.

Wenn ihr sie dann gut befindet, begegnet Socrates, so befleißiget euch dieselben ins Werck zu richten, denn, wenn euch nur einer davon angehen wird, so werdet ihr Ehre und das gemeine Wesen grossen Vortel haben. Könnet ihr aber dieselben nicht zu Werck richten, so wird doch das gemeine Wesen keinen Schaden, und ihr euch keiner Schande davon zu befahren haben.

Das VI. Capitel.

Welcher gestalt Socrates dem Glaucon, der mit aller Gewalt das Regiment führen wolte / solches wiederrathen habe.

Es war ein junger Mensch zu Athen Glaucon, ein Sohn des Ariston, der war noch nicht 20. Jahr

Jahr alt, und wolte doch mit aller Gewalt was grosses zu Athen werden, weswegen er auch in denen öffentlichen Versammlungen des Volcks öfters sich unterstunde, dasselbige von den Dingen, die den Staat betraffen, dem damahligen Gebrauch nach anzureden, und konte ihm kein Hencker diese närrische Meinung aus dem Kopffe bringen, obschon seine nechste Freunde und Anverwandten sich solches sehr angelegen seyn liessen, auch jederman seiner spottete, und man ihn mit Gewalt gar von der Catheder herunter risse. Socrates war ihm sehr gewogen, wegen des Charmides, und brachte alleine zu wege, was niemand vor ihm hatte verrichten können, daß er seine Thorheit erkennete, und anfing gescheid zu werden. Denn als er ihn einsmahls antraf, fing er so artig an mit ihm zu reden, daß Glaucon bewogen wurde, ihm mit Lust zuzuhören, und sich mit ihm einzulassen. Es ist mir lieb, sagte er, daß ich vernehme, ihr wollet einmahl was rechtschaffenes werden, und das Regiment in dieser Stadt helffen führen.

Ich weiß nicht anders, antwortete Glaucon.

Es ist ein sehr schöner Vorsatz, sagte Socrates, und ihr hättet euch zu nichts bessers resolviren können. Denn wenn ihr darzu gelangen werdet, so werdet ihr thun können, was ihr wollet; Ihr werdet euren Freunden vortreffliche Dienste leisten, eure Familie erheben, die Gräntzen eures Vaterlandes erweitern. Jederman wird von euch reden, nicht allein zu Athen, sondern in gantz Griechenland; Ja vielleicht wird euer Ruhm, wie der Ruhm des Themistocles, wohl

gar bis zu denen Persern und anderen Barbaren gelangen. Endlich, ihr werdet seyn mögen, wo ihr wollet, so wird euch jederman höchst verwundern, und euch den größten Respect erweisen.

Diese Rede des Socrates thate dem jungen Pürschgen trefflich wohl, derowegen fing er an zu schmuntzeln, und wolte weiter hören, ob Socrates noch ferner fortfahren wolte ihn zu krauen, wo es ihn juckte.

Als nun Socrates dieses merckte, fuhr er ferner fort. Unterdessen ist gewiß, daß, wenn ihr dermaleinst dergleichen Ehre erlangen wollet, so müst ihr auch fähig seyn, dem Staat gute Dienste zu leisten.

Daran ist kein Zweifel, sagte Glaucon.

Ey mein, sagte Socrates, thut mir doch diesen grossen Gefallen, und sagt mir, womit gedenckt ihr dem gemeinen Wesen zu allererst gutes zu thun, und demselben dadurch eure Geschicklichkeit zu zeigen?

Glaucon konte sich so geschwinde nicht resolviren, sondern besonne sich eine gute Weile, deshalben wolte ihm Socrates einhelffen, und sagte: Vielleicht würde es sich nicht übel schicken, wenn ihr euch bemühen würdet, das gemeine Wesen zu bereichern. Denn sehet, wenn ihr einen von euren guten Freunden wollt groß machen, so müst ihr zuförderst dahin trachten, wie er reich werde. Denn durch Reichthum kan man alles zu wege bringen.

Es ist gar recht, antwortete Glaucon, ich habe mich nur so geschwinde nicht drauf besinnen können.

Socrates versetzte: Aber was heist doch das gemeine Wesen bereichern, heist es nicht so viel, als seine jährlichen Einkünfte vermehren?

Ja, es kan wohl nichts anders heissen, antwortete Glaucon.

Nun möchte ich wohl gerne wissen, sagte Socrates, worinnen doch die Einkünffte der Stadt Athen bestünden, und wie hoch sich dieselben jährlich betrügen. Denn es ist kein Zweifel, ihr werdet dieses alles schon genau inne haben, damit ihr diejenigen, die nicht viel eintragen, vermehren könnet, oder wenn ein Theil derselben gar eingehen solte, daß ihr schon wisset, wodurch man diesen Schaden wieder ersetzen und gut machen möge.

Ich kan euch wohl schweren, begegnete Glaucon, daß ich mein Tage noch nicht hieran gedacht habe.

Zum wenigsten werdet ihr doch schon dasjenige überschlagen haben, wie viel die Stadt jährlich ausgiebet, denn ihr werdet ohne Zweifel bemühet seyn, die unnöthigen Ausgaben abzuschneiden.

Ey, sagte Glaucon, ich habe mich hierum noch vielweniger bekümmert.

So werdet ihr wohl euren Vorsatz, das gemeine Wesen zu bereichern, noch eine gute Zeit müssen bey seite setzen, denn es ist unmöglich, daß ihr solches thun könnet, wenn ihr die allgemeine Einnahme und Ausgabe nicht wisset.

Gleichwohl hat man noch andere Mittel, versetzte Glaucon, das gemeine Wesen reich zu machen, die ihr fein mit stillschweigen übergehet,

nemlich, wenn man denen Feinden das ihrige nimmt.

Ihr habt recht, antwortete Socrates, alleine wer dieses thun will, der muß wohl zusehen, daß er seinen Feinden an Macht überlegen sey; Denn sonst würde er sich in grosse Gefahr setzen, vielmehr das seine zu verlieren, dannenhero muß derjenige, der einen Krieg will anfangen, so wohl seine eigene, als seines Feindes Macht überschlagen, damit, wenn er siehet, daß die Macht seines Vaterlandes stärcker sey, er kühnlich den Krieg rathe, und im Gegentheil denselben wiederrathe, und dem Volck den Frieden einrede, wenn er befindet, daß es denen Feinden noch nicht gewachsen ist.

Ja freylich, sprach Glaucon.

So sagt mir dannenhero, wie hoch erstreckt sich die Macht der Athenienser, so wohl zu Wasser, als zu Lande, und wie starck sind hingegen die Feinde?

Wahrhaftig, antwortete Glaucon, das kan ich euch so geschwinde aus dem Kopffe nicht hersagen.

Habt ihr denn eine geschriebene Nachricht davon, so zeiget mir sie doch, denn ihr werdet mich dadurch sehr verbinden.

Nein, ich habe noch keine.

Ich sehe wohl, sagte Socrates, auf diese Weise werden wir wohl so bald noch keinen Krieg haben. Denn die Wichtigkeit dieses Vorhabens würde euch verhindern, daß ihr bey Antretung eures Regiments die vielfältigen Umstände, die man dabey bedencken muß, nicht so geschwinde werdet überlegen können, zum wenigsten weiß ich doch, daß ihr euch bis-

her

her um die Vertheidigung des Vaterlandes bekümmert habt. Und werdet demnach wohl wissen, welche Guarnisonen was nütze sind, oder nicht; Wie viel Soldaten man hier und da zu einer Guarnison haben müsse, und werdet euch dannenhero schon bedacht haben, die nöthigen Guarnisonen zu verstärcken, und die unnöthigen abzuschaffen.

Wenn es nach meinem Kopffe gienge, so würde ich sie alle abdancken, weil sie das Land, unter dem Schein es zu vertheidigen und zu beschützen, nur völlig ruiniren.

Wenn ihr aber alle Defensioner abdancken wollet, so wird das Land den Feinden offen stehen, und werden alle Plätze wegnehmen können, die sie nur wollen. Woher wisst ihrs denn, daß die Soldaten so übel hausen, seyd ihr denn in denen Plätzen gewesen, und habt solches selber gesehen?

Nein, sagte Glaucon, aber ich muthmasse es doch.

So müssen wir dannenhero auch hiervon zu reden bis zu anderer Zeit verspahren, wenn ihr die Sache recht einnehmen, und euch nicht auf schlechte Muthmassungen gründen werdet.

Ja, dieses wird wohl am besten seyn, antwortete Glaucon.

Es fällt mir gleich jetzo ein, fuhr Socrates fort, ihr seyd wohl niemahls in denen Silber-Bergwercken gewesen, und könnet auch solcher gestalt nicht wissen, woher es komme, daß dieselben jetzo nicht mehr so viel eintragen, als zuvor.

Nein, ich bin niemahln da gewesen.

Man sagt ohne dem, daß der Ort sehr ungesund sey, und ihr werdet euch gar leicht damit entschuldigen können, wenn man einmahl davon deliberiren wird.

Ja, ich hoffe es, sagte Glaucon.

Zum allerwenigsten, sprach Socrates, glaub ich doch, daß ihr wisset, wie viel Getreyde unser Land trage; und wie lange man die Stadt damit versehen könne, auch wie viel man noch das Jahr lang den Mangel zu ersetzen von nöthen habe, damit die Stadt nicht in Hungers-Noth gerathe, sondern damit ihr bey Zeit disfalls nöthigen Vorrath anschaffet.

Es würde einer viel zu thun haben müssen, sagte Glaucon, wer sich um alle diese Dinge bekümmern solte.

Kan doch einer, versetzte Socrates, nicht einmahl seinem Hause wohl vorstehen, wenn er nicht weiß, wessen dasselbe benöthiget ist, und wenn er nicht Anstalt macht, daß solches angeschaft werde.

Ihr sehet wohl, die Stadt bestehet aus mehr als 10000. Familien, und es ist unmöglich, für alle Familien zugleich zu sorgen. Warum habt ihr euch nicht bemühet, eures Vetters seine Geschäffte, die nicht zum besten stehen, zu rechte zu bringen, und dadurch dem gemeinen Wesen eure Geschicktigkeit zu zeigen, und daß ihr tüchtig wäret, daß man euch noch grössere Dinge anvertrauete. Allein wenn das Volck siehet, daß ihr einem einigen Menschen nicht helffen könnet, so wird es dencken, daß ihr dem gemeinen Wesen nicht viel nutze werdet seyn. Denn

wie

wie wolte man von demjenigen, der nicht einen Centner tragen kan, vermuthen, daß er werde noch eine grössere Last ertragen können.

Ey sagte Glaucon, wenn mir mein Vetter hätte folgen wollen, es solte mit seinen Sachen besser stehen als so, da er alles nach seinem eigenen Kopffe macht.

Was denckt ihr aber wohl? sagte Socrates, ihr habt eurem Vetter bißher den Kopf nicht zurechte setzen können, und bildet euch ein, daß ihr alle Köpffe der Athenienser und eures Vetters seinen zugleich mit, unter einen Hut bringen wollet. Nehmet euch wohl in acht, mein lieber Glaucon, ich bitte euch von Hertzen darum, daß der allzugrosse Ehrgeitz euch nicht vor allem Volck prostituire, und lauter Schande zu wege bringe. Betrachtet doch ein wenig, was für ein Ubelstand es sey, wenn einer von etwas reden (oder desselbigen sich unterfangen will, was er nicht verstehet. Und denckt nur selbst nach, was ihr von andern Kerln haltet, die diese Thorheit begehen, ob ihr sie für gescheid oder unklug haltet, und ob ihr sie admiriret und hochachtet, oder verachtet. Erweget aber auch andern theils, daß man rechte Ehre davon habe, wenn man das, was man saget und thut, wohl verstehet; So werdet ihr bekennen müssen, daß, wenn man was rechts gelernet hat, und seine Meriten andern darthun kan, es einem an Ehre und Hochachtung nicht fehlen könne, und daß hingegen die Unwissenheit und Pralerey, zumahl, wenn sie mit Hochmuth vergesellschafftet ist, nichts als Schmach und Schande nach sich ziehet.

Wenn ihr dannenhero nach Ehren trachtet, so bemühet euch zu forderst, daß ihr dieselbige verdienet, und wenn ihr sodann mit einem ungemeinen Verstand und Klugheit euch des Regiments und der Staats-Affairen anmassen werdet; so wird kein Mensche mehr zweiffeln, daß euch alles wohl werde von statten gehen.

Das VII. Capitel.
Socrates vermahnet den Charmides daß er sich dem gemeinen Wesen nicht gantz entziehen solle.

Sehet, auf diese Weise dämpfte Socrates den unzeitigen Hochmuth dieses Jünglings, aber hingegentheil wollen wir nun betrachten, wie er den Charmides den Sohn des Glaucon, dieses jungen Kerls seinen Vetter angemahnet, ein Ehren-Amt anzunehmen; Dieser war ein sehr vernünftiger Mann, und von grössern Meriten, als einiger zu seiner Zeit, der noch so grosse Ehren-Aemter verwaltete. Dieweil er sich aber für dem Volck allzusehr fürchtete, entzoge er sich allen gemeinen Geschäften, und wolte sich in nichts mischen. Socrates aber redete ihn folgender gestalt an:

Was woltet ihr wohl von einem solchen Kerl halten, der geschickt wäre in denen öffentlichen Spielen zu überwinden, und dadurch seinen Nahmen unsterblich zu machen, und seinem Vaterlande Ehre zu erlangen, und wolte sich doch nicht unterstehen, in besagten Spielen mitzumachen?

Ich wolte sagen, antwortete Charmides, daß es ein furchtsamer, weibischer und verzagter Kerl wäre.

Wie wenn aber einer geschickt wäre, sein Vaterland zu regieren, sein Ansehen durch seine guten Anschläge zu vergrössern, und durch dieses Mittel immer eine Ehren-Staffel nach der andern zu betreten? Würde man nicht auch von diesem sagen können, daß er ein verzagter Mann wäre, wenn er keines von allen diesen thun wolte.

Vielleicht, sagte Charmides.

Alleine warum fragt ihr mich dieses?

Ich frage euch deshalben, antwortete Socrates, weil ihr geschickt seyd, die Staats-Affairen zu verwalten, und entziehet euch doch derselben allenthalben, da ihr doch so wohl als andere Athenienser schuldig seyd, den Nutzen des gemeinen Wesens, so viel als möglich ist, zu befördern.

Aber woher wisset ihr denn, daß ich so geschickt darzu sey?

Ihr gehet ja alle Tage mit denen vornehmsten Leuten um, sagte Socrates, und wenn sie euch um etwas zu rathe ziehen, so rathet ihr ihnen allemahl wie sichs gebühret, und weiset ihnen gantz artig und mannierlich, wo sie einen Fehler begehen.

Ja, begegnete Charmides, es ist ein grosser Unterscheid, wenn man in geheim mit guten Freunden redet, und wenn man öffentlich mit dem gantzen Volck zu thun hat.

Gleichwohl, sagte Socrates, wenn einer die Rechen-Kunst wohl verstehet, so rechnet er ja so wohl und geschickt in Gegenwart vieler Leute als wenn er al-

alleine ist; und wer in seinem Zimmer wohl auf der Laute spielen kan, der legt auch keine Schande ein, wenn er sich öffentlich hören läßt.

Nichts desto weniger wisset ihr wohl, antwortete Charmides, daß die Furcht und Scham denen Menschen von Natur eingepflantzet sind, und daß uns diese Affecten vielmehr zu thun machen, wenn wir uns in öffentlichen Versammlungen befinden, als wenn wir alleine sind.

Ist es wohl möglich, versetzte Socrates, daß ihr kühner seyn könnet, wenn ihr mit Leuten von Verstande und Ansehen zu thun habt, und daß ihr euch fürchten sollet, wenn ihr mit Färbern, Schustern, Tischern, Schmieden, Bauern, Krämern und Höcken reden sollet. Denn dieses sind die grossen Potentaten, die in die öffentlichen Versammlungen zu kommen pflegen. Es gemahnet mich eben, als wenn ihr auf dem Fecht-Boden der beste Fechter wäret, und mit jederman daselbst anbändet, und woltet euch darnach fürchten mit einem armen Stümper zu fechten. Denn ihr seyd gantz kühn und unerschrocken, wenn ihr in Gegenwart der vornehmsten Leute, darunter vielleicht etliche seyn, die sich klüger zu seyn düncken als ihr, reden sollet. Und fürchtet euch doch in Gegenwart des gemeinen Pöbels, welcher von denen Staats-Affairen nichts verstehet, und euch auch nicht verachtet, solches zu thun. Ist nun eure Furcht nicht ein wenig unzeitig, wenn ihr euch befahret, das Volck werde euch auslachen?

Es geschiehet aber sehr ofte, sagte Charmides, daß

daß der Pöbel die allerbesten und geschicktesten Redner auslachet.

Thun doch dieses auch viel von den vornehmen Leuten, mit denen ihr doch täglich umgehet, und nichts desto weniger fürchtet ihr euch für ihnen nicht, sondern braucht daselbst eure Beredsamkeit und Klugheit, sie damit zur raison zu bringen, und fürchtet euch doch für denen geringen Leuten so sehr, als wenn sie euch fressen wolten. Lernet euch ja, mein lieber Charmides, selbst besser erkennen, und begehet den Fehler nicht, der heute zu Tage sehr gemeine ist. Denn fast jederman bekümmert sich mehr um andere Leute, und erkennet sich selbst am wenigsten. Derowegen seyd nicht mehr so nachläßig in diesem Stück, sondern untersucht euer Vermögen wohl, und lasset die schöne Gelegenheit nicht aus handen gehen, dem gemeinen Wesen zu dienen, und nach eurem Vermögen dasselbe zu verbessern. Denn ihr könnet Euch wohl verbessern. Denn ihr könnet euch wohl versichern, daß ihr dadurch nicht alleine euren Bürgern, sondern euren besten Freunden und euch selbst, guten Nutzen schaffen werdet.

Das VIII. Capitel.

Gespräch des Socrates mit dem Aristippus, was gut und schöne heisse.

Einsmahls legte Aristippus dem Socrates eine Frage vor, dadurch er ihn zu fangen gedachte, und wolte sich damit an ihm rächen, weil er ihm zuvor das Maul gestopft hatte.

Allein Socrates antwortete ihm gantz gescheide, und

und als einem Mann gebühret, der in seinen Gesprächen keinen andern Vorsatz hat, als den Nutzen seiner Zuhörer.

Die Frage, die ihm Aristippus vorlegte, war folgende: Ob er wohl was wüste, das gut wäre? Denn er dachte, Socrates möchte antworten was er wolte, und entweder Essen oder Trincken, oder Reichthum, oder Gesundheit, oder Stärcke, oder Kühnheit zum Exempel anführen, so wolte er ihm hernach beweisen, daß diese Dinge zu allem schädlich wären. Aber Socrates antwortete ihm, wie man dergleichen Sophisten antworten muß, und weil er wohl wuste, daß, wenn uns eine Verdrüßlichkeit auf dem Halse lieget, alle Menschen eyfrig darnach trachten, derselben los zu werden; als sagte er zu dem Aristippus.

Ich verstehe euere Frage nicht, und was ihr von mir wissen wollet. Soll ich euch vielleicht sagen, was gut fürs Fieber sey?

Nein, sagte Aristippus.

Oder was für die Augen-Beschwerung gut sey?

Auch nicht.

Oder was gut sey den Hunger zu stillen?

Ey nicht doch, antwortete Aristippus.

Ich versichere euch, versetzte Socrates, wenn ihr von mir ein Ding wissen wollet, das gar zu nichts nutze ist, so kan ich euch nicht antworten, und habe die Briefe davon, mich um solche Possen zu bekümmern.

Als nun Aristippus sahe, daß er ihn auf diese Weise nicht fangen konte, fuhr er ferner fort, und fragte ihn: Ob er denn wüste, was schöne wäre?

Socra-

Socrates antwortete, ich weiß viel Dinge, die schöne sind.

Aber sind denn diese schönen Dinge/die ihr wisset, einander gleich, versetzte Aristippus?

Nachdem es kömmt, versetzte Socrates, denn ihrer viel sind auch einander sehr ungleich.

Wie kan aber dieses seyn, sagte Aristippus, daß ein schön Ding einer andern schönen Sache ungleich, und derselben zu wieder sey?

Dieses kan gar wohl seyn, antwortete er, und man trift dergleichen Dinge täglich unter den Menschen an. Denn es kan einer wohl eine schöne Geschicklichkeit haben, mit einem andern in die Wette zu lauffen, und diese Geschicklichkeit ist nichts destoweniger gantz unterschieden von der schönen Geschicklichkeit eines andern, sich in der Ringe-Kunst sehen zu lassen. Gleicher gestalt ist ein Schild schöne, wenn man es brauchen kan, seinen Leib damit wieder seinen Feind zu bedecken, und ein Pfeil ist schöne, wenn er leichte und durchdringend ist, daß man dasjenige desto besser mit treffen kan, wornach man zielet.

Ihr gebet mir eben die vorige Antwort, sagte Aristippus, als ich euch fragte, welche Dinge gut wären.

Denckt ihr denn, versetzte Socrates, daß zwischen gut und schöne seyn ein Unterschied sey? Wisset ihr nicht, daß die Dinge, die schöne seyn, auch zugleich zu etwas gut seyn müssen; Denn ich würde mich sehr betrügen, wenn ich von der Tugend sagen wolte, daß sie zuweilen schöne und zuweilen

gut

gut wäre. Alle ehrliche Leute, wenn sie gut seyn, müssen sie auch schöne seyn, und wenn sie schöne sind, können sie nicht schädlich seyn. Ein schöner Leib kan nicht schöne heissen, wenn er nicht gut ist. Mit einem Wort: Alle Dinge, die man in der Welt zu etwas nutzen kan, sind zugleich schöne und gut; nemlich in ansehen dessen, worzu man sie gebrauchen kan.

So wird auch folgen, sagte Aristippus, daß ein Kehricht-Korb oder ein Nacht-Topf was schönes sey.

Warum nicht, sagte Socrates, wenn er wohl gemacht ist, daß man ihn darzu, worzu man seiner von nöthen hat, brauchen kan; und im Gegentheil werde ich sagen, daß ein Schild garstig sey, wenn ich ihn nicht gebrauchen kan, und wenn er gleich von Golde wäre.

Was höre ich, sagte Aristippus, so wird ein einig Ding zugleich schön und garstig seyn können.

Das ist nichts unvernünftiges, kan doch wohl ein Ding zugleich gut und böse seyn. Was für den Hunger gut ist, kan für das Fieber schädlich seyn, und was für das Fieber gut ist, kan wohl nichts taugen den Hunger zu stillen. Was in dem Wett-Lauff schöne stehet, das kan wohl im Ringen garstig stehen; und was im Ringen schöne stehet, kan im Wettlauffen garstig stehen. Denn alle die Dinge hält man für schön und gut, wenn man sie darzu gebrauchen kan, wo sie hingehören, und alle Dinge sind garstig und böse, wenn man sich ihrer bedienet, wo sie sich nicht hin schicken.

Das

Das IX. Capitel.

Diejenigen Häuser sind schöne/ die beqvem seyn.

Socrates sagte, daß ein schönes Haus und ein beqvemes Haus einerley wären, und gab dadurch zu verstehen, wie man die Häuser bauen solle. Ist es nicht wahr, sagte er, derjenige, so ein Haus bauen will, soll sich zuförderst befleißigen, daß es lustig und beqveme werde. Als nun die Umstehende dieses bejaheten, fuhr er fort: Ist es aber nicht lustig, wenn man ein Haus hat, das im Sommer kühle, und im Winter erleidlich ist? Als man ihm auch dieses einräumete, fuhr er fort: Dieses thun aber die Häuser, darinnen die Aussicht gegen Mittag gehet, denn die Sonne scheinet im Winter in die Gemächer, im Sommer aber da sie gerade über denen Häusern stehet, ist es schattigt in denenselben. Derowegen ist es nöthig, daß die Wohnungen, die gegen Mittag liegen, sehr hoch gebauet seyn, damit die Sonne im Winter hinein scheinen könne, und daß im Gegentheil die, die gegen Mitternacht liegen, niedrig sind, damit die kalten Winde nicht durchstreichen und sie fassen können. Mit einem Worte: dieses wäre das allerschönste und lustigste Haus, darinnen man zu einer jedweden Jahres Zeit beqveme wohnen und darinnen man seine Sachen wohl und sicher verwahren könne. Denn, was die Gemälde und andere Zierrathen beträffe, so machten sie, wenn man die Sache ohne Affecten überlegen wolte, mehr Verdruß als Lust, und also wären

wären auch dergleichen ausgezierete Häuser nicht schöne.

Das X. Capitel.

An was für Oertern man die Tempel aufbauen solle.

ER sagte ferner, daß die Oerter, die man von ferne sehen kan, und die doch nicht nahe an der öffentlichen Strasse liegen am beqvemesten wären, daß man Tempel und Altare dahin setzte. Denn solcher gestalt könten diejenigen, die davon entfernet wären, nichts desto weniger ihr Angesicht gegen diese heilige Oerter kehren, und die Gottesfürchtigen könten mit besserer Ruhe und Frieden dahin wandeln, und dürften sich nicht befahren, daß sie von liederlichen Leuten in ihrer Andacht würden verstöhret werden.

Das XI. Capitel.

Daß die Ubung und der Fleiß die Natur vollkommen mache.

ALs man ihn ein andermahl fragte, ob die Tapfferkeit ein Geschenck der Natur wäre, oder ob man sich dieselbige durch die Ubung zu wege bringen könne. Mir dünckt, sagte er, gleichwie wir nicht läugnen können, daß etliche Leiber viel stärcker von Natur und dauerhaftiger sind, einen Puff auszuhalten; also auch etliche Gemüther von Natur viel kühner und hertzhafter sind als die andern; denn ich befinde, daß unter denen, die nach einerley Gesetzen und Sitten erzogen sind, doch ein grosser

ser Unterscheid sey, was die Kühnheit und Hertzhafftigkeit betrifft. Nichts desto weniger glaube ich auch, daß die Ubung und der Fleiß der natürlichen Tapferkeit sehr forthelffe. Daher kommts, daß die Scythen und Thracier sich nicht getrauen, es mit denen Lacedæmoniern mit der Pique anzunehmen, und daß im Gegentheil die Lacedæmonier nicht gerne mit denen Thraciern mit Wurff-Spiessen fechten werden. So befinde ich auch, daß es mit allen andern Dingen eine gleiche Bewandniß habe; und daß die Menschen alle ihre gute natürliche Geschicklichkeit, dadurch einer den andern übertrifft, durch den Fleiß und Arbeit vollkommen machen. Daraus folget, daß so wohl diejenigen, die albereit von der Natur für andern mit einem guten Vortheil versehen sind, als die andern, denen solches mangelt, auf die Dinge, darinnen sie vortrefflich werden wollen, sich fleißig legen müssen.

Das XII. Capitel.

Von der Weisheit/ Klugheit/ Mäßigkeit/ Gerechtigkeit/ und daß alle Tugenden zu der Weisheit gehören.

Er machte keinen Unterscheid zwischen der Weisheit (oder Gelahrheit und Erkäntniß des Guten) und zwischen der Klugheit, (wenn man sich nemlich der guten, oder aller Dinge mäßig bedienet) und hielte den allein für gelehrt und klug, der das Gute und Böse erkennete, und jenem nachstrebete, dieses aber vermeidete. Derowegen, als man ihn fragte: Ob er diejenigen, die von dem Guten wohl discuri-

 ren

ren könten, aber solches mit keinem Finger anrühreten, für gelehrt und klug hielte, antwortete er: Er hielte sie vielmehr für ungelehrte Schlüngel und wahnwitzige Leute. Denn, sagte er, nach meinem Verstande glaube ich, daß jederman, der unter so vielen Dingen, die ihm in der Welt vorkommen, das beste heraus zu suchen weiß, auch jedesmahl solches erwehlen werde; Derohalben sind diejenigen, die Unrecht thun, weder gelehrt noch klug.

Gleicher Weise sagte er, daß die Gerechtigkeit und alle andere Tugenden nothwendige Stücke der Weisheit und Gelahrheit wären; denn alle Thaten der Gerechtigkeit und anderer Tugenden wären schöne und gut, und alle diejenigen, die die Schönheit und Güte der tugendhaften Thaten erkenneten, verliebten sich in nichts mehr: da hingegen diejenigen, die aus Mangel der Gelahrheit solches nicht verstünden, keine einige tugendhafte That begehen könten, sondern sich greulich prostituirten, wenn sie sich derselben unterfingen. Daraus folgete, daß die Tugend alleine alles, was recht, schöne und gut wäre, würckte, und könte solcher gestalt nicht fehlen, die Gerechtigkeit und alle Tugenden müsten nöthige Stücke der Gelahrheit seyn.

Das XIII. Capitel.

Von der Narrheit und Unweisheit.

ER sagte ferner, daß die Unweisheit und Ungelahrheit zwar der Weisheit und Gelahrheit entgegen gesetzt wäre; alleine daß gleichwohl die Unwissenheit für keine Ungelahrheit und Thorheit zu hal-

halten sey. Wenn man aber in der sein selbst Erkäntniß unwissend wäre, und bildete sich ein, dasjenige zu wissen und zu verstehen, was man doch nicht wisse, so wäre diese Kranckheit der Narrheit am nächsten. Er setzte hinzu, daß der gemeine Pöbel diejenigen für keine Narren hielten, die in denen Dingen fehleten, die schwer zu begreiffen wären, und die der meiste Theil der Menschen nicht verstünde, aber diejenige hielte man für wahnwitzig und rasend, die solche Dinge vorbrächten, die wieder aller Menschen Verstand wären. Als z. e. wenn sich einer einbildet, daß er so groß wäre, daß er sich bücken müsse, wenn er zum Stadt-Thor hinaus gehet; oder, daß er so starck wäre, daß er gantze Häuser ertragen wolte; oder wenn er sonst andere unmögliche Dinge vornähme; Denn da sagte jederman, daß er seinen Verstand verlohren habe. Wenn er aber in kleinen Dingen eine Thorheit beginge, so hielte ihn der Pöbel für keinen Narren; denn das gemeine Volck wäre gewohnet, nicht alle Dinge so genau zu überlegen; Und gleichwie sie dasjenige nur Liebe nenneten, wenn ein Kerl sterblich oder brünstig verliebet wäre, also nenneten sie dieses nur Narrheit und Thorheit, wenn einer gantz und gar, und gantz handgreiflich einen Sparren zu viel hätte.

Das XIV. Capitel.
Vom Neide.

Als er das Wesen des Neides betrachtete, so sagte er, es wäre derselbige eine Traurigkeit des Gemüths, die nicht wegen des Unglücks der Freun-

de, oder des guten Glücks der Feinde entstünde, sondern ein Neidischer betrübe sich wegen des Glücks seiner Freunde. Als sich nun jederman verwunderte, wie es möglich wäre, daß sich Leute finden solten, die sich über das Glück der Person, die sie liebeten, betrübten; so sagte er, man solle sich darüber nicht verwundern; denn solche Leute hielten nur die andern für ihre Freunde, so lange sie unglücklich wären, und bemüheten sich so dann, ihnen nach Vermögen beyzuspringen; wenn aber die andern glücklich wären, und ihrer Hülffe nicht gebraucheten, so verdrösse sie solches; jedoch thäte dieses kein kluger Mann, sondern ein Thor und Unweiser.

Das XV. Capitel.
Vom Müßiggang.

VOm Müßiggange sagte er: Er habe befunden, daß fast alle Menschen stets etwas thäten. Denn die Spieler und Schmarutzer, die andere Leute zu lachen machten, thäten allezeit etwas; aber nichts desto weniger wären sie Müßiggänger, weil sie was bessers thun könten. Wer aber was gutes thäte, der solte niemahls müßig seyn, oder Musse haben was schlimmers zu thun; und wenn sich gleich Leute fänden, die solches thäten, und ihre nützlichen Geschäfte wegen Thorheiten quittireten; so thäten doch solche Leute allezeit unklug.

Das XVI. Capitel.
Von der Kunst zu regieren.

ER sagte auch, daß der Scepter keinen König mach-

machte, und daß dieses keine Fürsten und Ober-Herren wären, die durch die Geburth oder die Wahl des Volckes zu diesen Würden erhoben wären, oder die sich mit Gewalt oder Betrug derselben anmasseten, sondern allein diejenigen, die die Kunst andern zu befehlen verstünden. Denn es wäre nicht weniger die Pflicht eines Fürsten, daß sie wohl regiereten, als die Schuld der Unterthanen, daß sie rechtschaffen gehorcheten. Wenn in einem Schiffe viel Volcks beysammen wäre, so trüge man demjenigen, der es am besten verstünde, das Commando auf, und gehorchte ihm einmüthig; Ja es könne sich auch der Schiff-Herr selbst dieser Billigkeit nicht entziehen. Gleiche Bewandniß hätte es mit denen Land-Güttern. Denn der Herr eines Gutes gehorche seinen Knechten und Bauern, wenn sie den Ackerbau besser verstünden, als er selbst. Aus keiner andern Ursache gehorchten die Patienten denen Medicis, und diejenigen, die fechten, oder tantzen, oder sonst was lerneten, ihren Meistern. Ja man liesse selbst die Weiber in Dingen, die sie am besten verstünden, als z. e. im nähen und sticken, befehlen, und in Summa in allen Dingen, die einen Verstand und Fleiß erforderten, folgte man seinem eigenen Kopffe, wenn man die Sachen selbst verstünde; Wenn man sich aber darinnen nicht rathen könte, so liesse man sich gar gerne von denen, die man davor hielte, daß sie darinnen erfahren und geschickt wären, leiten und führen. Ja man bemühete sich gar, solche Leute darzu zu bitten, und gehorchte ihnen alsdenn freywillig und ungezwungen. Wenn

man aber dem Socrates hierwieder einwendete, daß dieses nicht durchgehends sey, und daß ein Tyranne ohne seinen Schaden den besten Rathschlägen nicht zu gehorchen pflegete; antwortete er: Was solte es ohne seinen Schaden seyn? Es ist eine unbetrügliche Regel, daß derjenige, der einem guten Rath nicht folget, allezeit Schaden davon habe. Wenn man nun hierwieder weiter sagte: Daß gleichwohl ein Tyranne macht habe, die klügsten und verständigsten Leute umbringen zu lassen, fragte er diejenigen, die diesen Einwurf thaten: Meinet ihr denn, daß der, der seiner besten Stützen sich beraubet, und seine besten Freunde umbringet, keinen Schaden davon habe, oder einen geringen Schaden leide? Kan wohl ein solcher Tyranne, wenn er die weisen Leute umbringet, sich so lange conserviren, oder befördert er nicht vielmehr die Annahung seines Untergangs?

Das XVII. Capitel.

Von dem Unterscheid des Fleisses und des Glücks.

Als man ihn fragte, welches das allervortrefflichste wäre, dessen sich die Menschen befleißigen solten? So antwortete er: Alle Dinge recht zu machen. Und als man ihn hernach ferner fragte, was er davon hielte, ob man sich nicht auch befleißigen könne gut Glücke zu haben, oder sein Glücke zu machen?

Ich halte vielmehr dafür, daß das Glück und der Fleiß gantz unterschiedene und einander entgegen gesetzte

setzte Dinge sind. Denn wenn ein Mensch dasjenige, was er von nöthen hat, findet, ohne selbiges zu suchen, so nennet man das ein Glücke; alleine wann ihme nach einer langen Arbeit, und nachdeme er sich offte geübet, etwas wohl von statten gehet, so ist das eine Würckung seines Fleisses, und daß heisse ich ein Ding recht machen. Wer sich aber auf diesen Fleiß leget, demselbigen gehet es wohl, und wird von denen Menschen hochgeachtet, und von denen Göttern geliebet. Man mag nun die Haußhaltungs-Kunst, oder die Medicin, oder die Regiments-Kunst, oder sonst eine andere recht verstehen und können. Alleine, wenn man nichts recht und vollkommen verstehet, oder alle Dinge nur halb recht macht, so wird man weder von denen Göttern, noch Menschen geachtet.

Das XVIII. Capitel.
Von der Mahler-Kunst.

ER war in allen seinen Conversationen überaus angenehm, und wenn er auch nur bey gemeinen Handwercks-Leuten war, so redete er von Dingen mit ihnen, die ihnen nützlich waren.

Als er einsmahls in den Laden des Mahlers Parrhasius kam, redete er ihn also an: Ist nicht die Mahlerey eine Kunst, alles dasjenige, was man sehen kan, vorzustellen? Denn ihr stellet mit ein klein wenig Farben auf einem Tuch oder Brete, Berge und Höhlen, lichte oder finstere Oerter vor. Ihr zeiget den Unterschied zwischen weichen und harten, zwischen glatten und raschen Dingen; Ja ihr kön-

net gar artig entwerffen, ob eine Sache jung oder alt sey, und wenn ihr eine vollkommene Schönheit abmahlen wollet, so seyd ihr so klug, daß, weil ihr wohl wisset, daß kein Mensch in der Welt sey, der eine vollkommene Schönheit besitze, ihr hier und dar ihrer viel betrachtet, und von dar, was euch schön bedünckt, borget, und wenn ihr solches zusammen gesetzet, ein vollkommenes Muster der Schönheit daraus verfertiget.

Ihr habet recht Socrates, antwortete Parrhasius.

Aber könnet ihr auch, fuhr Socrates fort, dasjenige, was das aller angenehmste und artigste an einem Menschen ist, nemlich seine Zuneigung und Affecten, abmahlen?

Wie wolte dieses seyn können, antwortete Parrhasius, daß man dasjenige solte mahlen können, was man mit keiner Proportion oder Farbe entwerffen kan, und was mit denen Dingen, davon ihr nun jetzo geredet, die man mit dem Pinsel vorstellen kan, gantz keine Gemeinschaft hat; mit einem Worte: was man nicht sehen kan?

Sehen aber die Menschen, antwortete Socrates, einander nicht zuweilen freundlich und verliebt, zuweilen aber verdrießlich und zornig an?

Ohne Zweifel, sagte Parrhasius.

So kan man demnach Haß, Zorn, Freundschaft, Liebe, denen Menschen an den Augen ansehen?

Ich muß es bekennen.

Glaubet ihr denn, fuhr Socrates fort, daß diejenigen, die an dem Glück und Unglück ihrer Freunde

In-

Interesse haben, eben solche Gesichter darzu machen, als wie die es nichts angehet?

Keines weges, sagte Parrhasius, denn man hat bey dem Glücke seines Freundes ein munteres und freudiges Gesicht, aber in ihrem Unglück siehet man finster, traurig und melancholisch aus.

So kan man dann auch Freud und Traurigkeit abmahlen?

Dem ist also.

Mir dünckt aber, man könne gleichergestalt denen Menschen aus ihren Gesichtern und Geberden, sie mögen nun stehen oder sitzen, es ansehen; ob sie einen hohen oder freyen Geist, oder aber ein niederträchtig und sclavisch Gemüthe haben. Ob sie sittsam und verständig, oder unverschämt und grob sind.

Ja, wenn ich es recht überlege.

So kan man dannenhero ebenmäßig auch die Zuneigungen der Menschen abmahlen?

Als ich nun wohl begreiffe.

Was meinet ihr nun wohl, sagte Socrates, und welches Bild gefället euch besser, wenn ihr einen Menschen sehet, aus dessen Bildung man so fort eine gute und tugendhafte Zuneigung und Sittsamkeit erblicken kan, oder wenn ihr jemand abgemahlet sehet, dem man es stracks an Augen ansiehet, daß er ein boßhaftiger Mensch sey?

Ey es ist gar keine Vergleichung darunter.

Das XIX. Capitel.
Von der Bildhauer-Kunst/ fast gleiches Innhalts mit dem vorigen.

EIn andermahl discurirte er mit dem Bildhauer Cliton. Ich sehe wohl, sagte er, mein lieber Meister, ihr lasset es euch sehr angelegen seyn, der Menschen ihr unterschiedenes Thun und Lassen durch eure Kunst vorzustellen. Denn bald bildet ihr einen Kerl ab, der mit dem andern üm die Wette läuft; bald einen Fechter, der mit seinem Feinde ringet, oder sich mit Fäusten schlägt, oder auf andere Wege, wie es in den gemeinen Schau-Spielen gebräuchlich, mit ihm streitet. Dieses aber alles verwundert mich gar nicht, sondern ich möchte nur gerne wissen, wie ihr es doch machet, daß eure Bilder aussehen, als wenn sie lebeten, welches die Leute am meisten an euren Statuen und Bild-Seulen wundert.

Cliton konte nicht alsobald auf diese Frage antworten, sondern besann sich eine gute Zeit. Socrates fuhr aber fort: Vielleicht macht ihr dieselben allezeit nach lebendigen Personen, und deswegen sehen sie auch aus als wenn sie lebeten.

Ja ich pflege solches in acht zu nehmen.

Auf diese Weise, versetzte Socrates, müst ihr genau in acht nehmen, welchergestalt in unterschiedenen Posituren alle natürliche Gliedmassen gestaltet sind, und gezogen werden; denn wenn das eine Theil gegen die Erde gekehret ist, so hebet sich das andere empor, wenn das eine gedruckt wird, so dehnet sich

das andere aus: wenn das eine starck ausgespannet ist, so giebt das andere nach: Und wenn ihr nun dieses alles beobachtet, so kan es nicht fehlen, eure Bilder müssen gantz natürlich und lebhaft aussehen.

Dem ist nicht anders, sagte Cliton.

Aber ist es nicht wahr, fuhr Socrates fort, daß es nicht weniger anmuthig zu sehen ist, wenn alle Gemüths-Bewegungen in der Positur eines Menschen wohl abgebildet seyn, z. e. Wenn man in dem Bilde eines streitenden Fechters den drohenden und trotzigen Blick gewahr wird, mit dem er seinen Feind ansiehet, als wenn er ihn fressen wolte: und wenn man im Gegentheil einen Fechter, der überwunden hat, mit einem lustigen und freudigen Gesichte vorgestellet hat.

Es ist kein Zweifel.

So muß dannenhero, sagte Socrates, ein guter Bildhauer durch die unterschiedenen Bewegungen des Leibes die unterschiedenen Bewegungen der Seelen vorzustellen wissen.

Das XX. Capitel.

Was beqvem ist / ist auch theuer.

Als er einsmahl bey einem Harnischmacher, der Pistias hiesse, ware, und daselbst etliche wohlgemachte Brust-Harnische oder halbe Kürasse besahe, sagte er: Dieses ist eine recht artige Erfindung, daß man mit diesen Brust-Stücken die nöthigsten Theile des Leibes bedecken, und nichts desto weniger dabey die Arm und Hände gar füglich gebrauchen kan. Aber sagt mir doch, warum gebt ihr eure Kürasse theu-

theurer, als die anderen Meister hier in Athen, da doch die eurigen nicht schöner, noch von bessern Zeuge sind?

Ich thue solches deshalben, antwortete der Meister, weil meine geschickter sind.

Alleine, worinnen bestehet denn diese Geschickligkeit, sind denn eure Harnische schwerer oder grösser, als andere? Zum wenigsten machet ihr sie nicht alle von einem Gewichte oder von einer Grösse, weil ihr sie also macht, daß sie sich für allerley Leute schicken.

Wenn sie sich auch nicht vor jederman schickten, so taugten sie nichts.

Aber ists nicht wahr, sagte Socrates, es gibt geschickte und ungeschickte Leute?

Ich weiß es wohl.

Könnet ihr nun wohl einen geschickten und wohlgemachten Harnisch für einen ungeschickten und übelgemachten Leib machen?

Warum nicht, wenn er nur beqnem gemacht ist, denn alles was bequem ist, das ist auch geschickt und wohl gemacht.

So haltet ihr dann davor, versetzte Socrates, daß man von einem Dinge nicht sagen könne, es sey wohl gemacht, wenn man es nur an sich selbst ansehe; sondern man müsse es allezeit in Betrachtung der Person, die solches gebraucht, also nennen? z. e. Daß ein Schild wohl gemacht sey für denjenigen, der denselben beqvem gebrauchen kan; Daß ein Kleid wohl gemacht sey, wenn es sich wohl an eines Menschen seinen Leib schickt. Alleine ich befinde

noch

noch eine andere Beqvemlichkeit an wohlgemachten Harnischen.

Was doch für eine, fragte Pistias?

Mich dünckt, versetzte Socrates, daß die wohlgemachten Harnische nicht so schwer zu ertragen seyn, als andere, ob sie gleich von einerley gewichte seyn; Denn die andern liegen entweder gantz alleine auf denen Schultern, oder drucken einen andern Theil des Leibes, daß sie einem Menschen sehr verdrüßlich und beschwerlich sind; Alleine die bequemen und wohlgemachten Harnische die liegen überall mit gleichen Gewichte auf; sie schliessen wohl um den Hals; sie liegen theils auf denen Schultern, auf dem Rücken, auf dem Bauche, auf denen Hüften, dergestalt, daß man meinen solte, als wären sie einem Menschen angenehet, und hätten kein Gewicht oder Schwere.

Eben deshalben sagte Pistias, gebe ich meine Harnische theurer, als andere, denn es sind ja wohl Leute, die lieber bundte und vergüldete Harnische kauffen, alleine mir dünckt, wenn sie sich nicht wohl schicken und beqveme sind, daß sie ihre Unbequemlichkeit allzutheuer bezahlen.

Alleine, sagte Socrates, wie kan es möglich seyn, daß die Harnische, die knapp anliegen, beqveme seyn, weil doch gleichwohl der Leib nicht allezeit eine Positur behalten kan, sondern ein Mensch sich manchmahl bückt, manchmahl gerade stehet und sich aufrichtet?

Das gehet freylich nicht an.

So meinet ihr denn, daß das die besten und bequem-

qvemsten Harnische seyn, nicht, wenn sie knapp anliegen, sondern wenn sie keine Ungelegenheit machen.

Ich halte nicht, daß ihr daran zweifelt, sagte Pistias, denn ihr verstehet die Sache allzuwohl.

Das XXI. Capitel.

Gespräch des Socrates mit der Theodota von der Kunst die Leute verliebt zu machen.

Es war zu Athen ein sehr schönes Frauenzimmer, die Theodota hiesse, die im Geschrey war, daß sie mit denen Mannes-Personen nach Gelegenheit ein wenig allzuvertrauet umgienge. Als man nun einmahls von derselben bey dem Socrates geredet, und sie gerühmet hatte, daß sie die Schöneste in der Stadt wäre, und daß die Mahler eyfrigst bemühet wären, ihr Bildnüß zu machen, und daß sie solches sehr gerne hätte, und so oft sich eine dergleichen Gelegenheit anböte, die Mahler, die dieses von ihr begehreten, höflich tractirete, ihnen ihre Schönheit zeigete, und mit grosser Gedult etliche Stunden bey denen Mahlern sässe, auch die verliebtesten Minen machte, weil sie sichs für eine Ehre hielte, daß man sich wegen ihres Bildnüsses so emsig bemühete: Mir dünckt sagte Socrates, es würde nicht übel gethan seyn, wenn wir auch zu ihr giengen, denn wenn wir ihre Schönheit selbsten werden in Augenschein genommen haben, werden wir derselben viel besser versichert seyn, als wenn uns ein anderer dieselbige noch so weitläuftig beschreibet. Derjenige,

nige, so diesen Discurs auf die Bahn gebracht, triebe den Socrates und die andere Gesellschaft an, daß sie von Stund an sich in das Haus der Theodota verfügten. Sie trafen sie an, daß sie gleich sasse und sich abschildern liesse, und also hatten sie Gelegenheit recht genau und wohl ihre Schönheit zu betrachten. Als nun der Mahler fertig war, fieng Socrates folgender Gestalt mit einer freundlichen Mine zu der Gesellschaft an zu reden: Was meynen die Herren wohl, sind wir dem Gnädigen Fräulein mehr verpflichtet, daß sie uns ihre Schönheit hat gezeiget, oder ist sie uns mehr verbunden, daß wir ihr die Visite gegeben haben. Ists nicht wahr, wer den meisten Vorthel und Nutzen von dieser Visite hat, daß der der andern Parthey zu dancken verpflichtet sey?

Als nun einer von den Umstehenden sagte, das Socrates raison hätte. Fuhr er weiter fort:

Ist es nicht schon eine grosse Avantage für das Gnädige Fräulein, daß wir allbereit ihre Schönheit so höchlich belobet, und wird es nicht ihren Ruhm täglich mehr und mehr vermehren, wenn wir in allen Gesellschaften, darein wir kommen werden, von nichts als von ihrer Schönheit und Meriten reden werden. Aber was uns angehet, haben wir wohl mehr Vorthel oder Schaden von dieser Visite? Als wir herkamen, war unser Hertz frey, munter, lustig und vergnügt, aber nunmehro haben wir dieses alles allhier verlohren, und tragen im Gegentheil nichts mehr davon als ein brünstiges Verlangen der Schönheit, die uns bezaubert hat, zu geniessen: Als ein

ein verliebtes und unruhiges Hertz, und wir sind allbereit unsers Gnädigen Fräuleins ihre Sclaven; Ja es mangelt nur an ihr, uns zu befehlen, was sie verlanget.

Ich bin ihm sehr verbunden, mein Herr Socrates, antwortete Theodota, und wie wohl ich sehe, daß er mit mir schertzet, so will ich ihm doch auf seine Höflichkeit antworten, daß ich der gantzen Gesellschafft für die Ehre, die sie mir erweisen, höchst verpflichtet bin.

Socrates hatte indessen gesehen, daß sie sehr prächtig und Fürstlich gekleidet war, und daß die Gnädige Frau Mutter gleichfalls sehr kostbar aufzoge, daß sie von einem hauffen Kammer-Mädgen und Leibeigenen, die alle zierlich angethan und kostbare Libereyen an hatten, bedienet war, und daß alle Zimmer mit den kostbarsten Meublen und schönsten Bildern ausgeschmücket waren. Derowegen nahm er Gelegenheit nach ihrem Vermögen auf eine gute Manier nachzufragen, indem er zu ihr sagte: Mein Gnädiges Fräulein wird zweifels ohne ein schönes Landgut nicht weit von hier haben?

T. Nein, mein Herr, wo wolte ich darzu kommen?

Soc. Haben sie auch keinen schönen Pallast hier in der Stadt, den sie grossen Herren vermiethet haben?

T. Vielweniger, mein Herr.

S. Zum wenigsten haben sie doch viel Manufacturen, die ihnen Jährlich ein ehrliches eintragen mögen.

T. Monsr. Socrates schertzt mit seiner Dienerin,

rin, und warum fragen sie doch nach diesen Dingen?

S. Ich sehe gleichwohl nirgend keinen Mangel, und kan also nicht fehlen, Mademoiselle will nicht so gütig seyn, und meine Curiosität stillen.

T. Fragt mein Herr deßhalben, so kan ich ihn gar leichte vergnügen. Ich habe keinen andern Reichthum, als viel gute Freunde, die mich mit allen, was mein Herr siehet, versehen haben und noch unterhalten.

S. Ich bitte um Vergebung, mein Gnädiges Fräulein, wegen meiner Unwissenheit. Wahrhaftig, dieses ist der allerschönste Reichthum, und wer sich rühmen kan, daß er einen hauffen Freunde hat, der ist besser daran, als derjenige, der noch so viel Heerden Schaaffe, oder Rinder, oder ander dergleichen Vieh besitzet. Aber mein Fräulein sey doch so gnädig, und sage mir, wie sie es machen, daß sie so viel gute Freunde haben? überlassen sie dieses nur dem blinden Glück, und warten sie nur, bis sich par hazard ein guter Freund einfinde, als wie die Spinnen warten, bis ihnen eine Fliege par hazard in ihr Gewebe fället; oder bedienen sie sich einer Kunst hierzu?

T. Ich weiß von keiner Kunst, mein Herr, und ich wüste auch nicht, wie man es machen solte, wenn man sich wolte gute Freunde machen?

S. Ich halte gleichwohl dafür, Mademoiselle, sie solten hierinnen viel künstlicher und geschickter seyn, als diese kleine Spinnen, derer ich nur jetzo erwehnet, und gleichwohl sehen sie, weil diese arme

Thiergen von nichts anders, als vom Raube leben, wenn sie ihr Gewebe in der Lufft ausspannen, damit sie etwas fangen, sich hiervon zu unterhalten.

T. Ha! ha! so meynet denn mein Herr Professor, ich solle auch solche Gewebe ausspannen, gute Freunde damit zu fangen?

S. Sie verzeihen mir, mein gnädiges Fräulein, und seyn so gütig, und lassen mich meinen Discurs erst ausreden. Wer wolte einen so unvernünftigen Rath geben: solche kostbare Dinge, als gute Freunde seyn, und so ein gescheides Thier, wie der Mensch ist, zu fangen. Ich wil ihnen nur ein geringes Gleichniß von denen Haasen geben, welches doch ein elend und verächtlich Thier ist. Sehen sie nicht, mit was für Sorgfalt die Jäger es sich lassen angelegen seyn, dieses Thieres habhaftig zu werden. Weil sie wohl wissen, daß sie ihre Speise bey Nacht suchen, so legen sie sich Hunde zu, die bey Nacht jagen. Und weil sich der Haase bey Tage nicht groß blicken läst, sondern im Kraute oder anderswo auflauscht, so bemühen sie sich gute Spür-Hunde zu haben, die ihn auftreiben, und endlich gebrauchen sie sich der Wind-Hunde, ihn zu fangen, damit er ihnen durch seine Geschwindigkeit nicht entlauffe; Ja, damit er nirgends durchkommen könne, so stellen sie ihm noch über dieses Netze für den Weg.

T. Dieses sind gewiß vielerley Erfindungen. Aber was meynet er denn nun wohl, welche sich am besten schicke, gute Freunde zu erjagen.

S. Mein Fräulein muß sich an statt der Hunde einer guten Freundin bedienen, die reiche und verliebte

liebte Leute ausspüre, und sie hernach mit guter Manier in ihr Netze jage.

T. Ey wie kommt doch mein Herr auf die Netze? Was habe ich denn für Netze?

S. Sie haben derer sehr vielfältige, und zwar solche, darinnen ein verliebter Mensch sich sehr verstecken kan. Ihre Schönheit, mein Fräulein, und nebst dieser ihrer unvergleichlichen Schönheit, ihr grosser Verstand ist das rechte Garn, die Hertzen zu fangen. Denn ihr Verstand lehret sie, wie sie soll mit verliebten Augen spielen, gute und verpflichtende Worte geben, denen, die sie hoch achten, sich günstig erweisen, und denjenigen, die sie verachten, kaltsinnig oder harte begegnen; wenn sie einen Liebsten hat, denselben in seiner Kranckheit sorgfältig besuchen, und sich im Gegentheil bey seinem Glück und Wohlstand mit ihm erfreuen, mit einem Wort, von gantzem Hertzen demjenigen, der meinem Fräulein das seinige gegeben, sich gefällig erweisen. Im übrigen zweifele ich nicht, daß mein Fräulein nicht solle wohl unterwiesen seyn, wie sie durch einen Kuß und andere Caressen die Leute an sich ziehen könne, und daß sie in allen diesen Stücken nicht so viel Liebe als Artigkeit solle blicken lassen. So bin auch wohl versichert, daß, wenn mein Fräulein viel gute Freunde hat, sie sich dieselbige gewiß nicht durch schlechte Complimenten, sondern durch wahrhaftige und nachdrückliche Proben ihrer Liebe werde zu wege gebracht haben.

T. Ich verstehe nicht, was mein Herr sagen will. Und ich kan wohl schweren, daß ich von alle dem, was

er mir itzo vorgesaget, nicht das allergeringste zu thun pflege.

S. Nichts desto weniger ist es eine vortreffliche Wissenschaft, wenn man die Gemüther der Menschen mit guter Manier fangen kan, denn die Gewalt wil es nicht thun, daß man damit sich einen Freund machen, oder erhalten könne. Ein Mensch ist ein solcher Thier, das man nicht zahm machen kan, als mit gutthätiger Höflichkeit, oder durch eine vergnügende Lust.

T. Mein Herr redet sehr wohl von der Sache.

S. Derowegen ist es nöthig, mein Fräulein, daß sie mit ihren liebsten Freunden dergestalt umgehe, daß sie von ihnen nichts, als was sie sehr leichte thun können, begehre, auch denen, die sich wohl um sie verdienet haben, ihre Danckbarkeit zeige. Denn hierdurch wird sie ihr Gemüthe gäntzlich gewinnen, sich ihrer Freundschaft auf lange Zeit versichern, und grosse Dienste von ihnen zu gewarten haben. Am allermeisten aber werden sie sich die verliebten Hertzen unterwürffig machen, wenn sie sich wohl in acht nehmen, daß sie niemahlen jemand eine Gunst wiederfahren lassen, der dieselbige zuvorhero nicht eine Zeitlang, und zwar mit grosser Begierde, verlanget hätte: Denn es eckelt einem für denen allerbesten Speisen, wenn man keinen Appetit hat, ja es grauet einem gar dafür, wenn man den Magen gar zu sehr damit angefüllet hat, da im Gegentheil alles uns gut und vortrefflich schmeckt, was sonst noch so schlecht ist, wenn wir hungrig sind, und man uns erst den Mund darnach wässerend gemacht hat.

T. Ey mein hertzer Herr Professor, er sage mir doch, wie muß man es machen, daß man denen Leuten den Mund wässerend macht?

S. Für allen Dingen muß sich mein Fräulein hüten, daß sie denenjenigen keine Caressen erweise, die deren albereit zum Uberfluß von ihr erhalten haben; Ja sie müssen nicht einmahl darvon reden, bis sich diese Sättigung nach und nach wieder verlohren, und man anfängt dieselben wieder von neuen zu verlangen. Alsdenn müssen sie die Begierigen durch eine höfliche Freundlichkeit noch begieriger machen, sie mit Hoffnung unterhalten, und sich dergestalt gegen sie anstellen, als wenn sie das gröste Verlangen trüge, sie zu vergnügen, und nichts desto weniger doch allezeit die Mittheilung ihrer Gunst so lange aufschieben, bis sie siehet, daß die Liebe und das Verlangen ihrer Freunde auf den höchsten Grad getrieben worden. Mit einem Wort, sie müssen es dergestalt machen, daß man sich beredet, mein Fräulein thue nichts aus einer unvernünftigen Begierde sich zu vergnügen, sondern suche bloß das Vergnügen ihres Geliebten.

T. Ach Monsieur, er würde mich höchlich verpflichten, wenn er mir künftig behülflich seyn wolte, liebe Freunde zu erwecken, so wohl verstehet er die Sache.

S. Wenn mein Fräulein so vermögend seyn, mich hierzu zu bereden, wil ich es von Hertzen gerne thun.

T. Dieses ist ein sehr kaltsinnig Compliment, mein Herr. Denn wie muß man es doch anfangen, wenn man ihn bereden will.

S. Wenn es meines gnädigen Fräulein ihr Ernst ist, und sie vermeynen, daß ich ihnen hierinnen etwas nutzen könne, werden sie schon ein Mittel hierzu finden.

T. Ich will es an meinem Fleiß nicht mangeln lassen, mein Herr sey nur so gut, und gönne mir künftig die Ehre seiner Besuchung fein ofte.

Socrates konte sich länger des Lachens nicht enthalten, als er die hertzliche Einfalt dieses gnädigen Fräuleins sahe, und gab ihr diese Antwort, mit der er zugleich auf seine eigene Musse spottete: Mein Fräulein wird es nicht ungnädig aufnehmen, daß ich meine Aufwartung nicht ofte werde ablegen können, denn ich habe so schrecklich viel Geschäfte, so wohl was das gemeine, als mein Haus-Wesen betrifft, die mir gantz keine müßige Stunde übrig lassen. Uber dieses habe ich selbst auch einen Haufen Maitressen, die mich weder Tag noch Nacht von sich lassen, und sich wieder mich selbst bezaubernder Beschwerungen bedienen, die ich ihnen gelernet habe.

T. Ey so kan dann mein Herr gar die Hertzen und Gemüther bezaubern?

S. Freylich. Sonsten wäre es ja ohnmöglich, daß Apollodorus und Antisthenes so stetswährend um mich seyn solten, und daß Cebes und Simmias ihr Vaterland Thebe verliessen, daß sie nur bey mir seyn können. Denn dieses alles ist eintzig und alleine der Tugend meines Spiritus familiaris zuzuschreiben.

T. Mein Herr Professor leihe mir doch diesen Spiritus auf ein paar Wochen, daß ich ihn wieder

der ihn selbst gebrauchen, und ihn an mich ziehen möge.

S. Mein gnädiges Fräulein werden sich irren. Ich trachte vielmehr darnach, sie an mich zu ziehen, und sie öfters bey mir zu sehen.

T. Ich wolte gerne zu ihm kommen, wenn ich nur wüste, daß ich allezeit vor ihn kommen könte.

S. Sie haben sich dessen allezeit zu versichern, wenn nur nicht etwan eine Person bey mir ist, in die ich mehr verliebt bin, als in mein gnädiges Fräulein.

Das XXII. Capitel.

Von der vernünftigen Sorge / wegen der Geschicklichkeit des Leibes.

Unter denen, die mit dem Socrates fleißig umgiengen, war auch ein junger Mensch, Nahmens Epigenes, der sehr ungeschickt von Leibe war, weil er sich der Leibes-Ubungen niemahls beflissen hatte. Socrates verwiese ihm solches und sagte, es stünde nicht fein, daß er sich so wenig um sich selbst bekümmerte. Epigenes antwortete ihm kaltsinnig, es wäre nichts nütze, daß er anders beschaffen seyn solte. Es ist euch eben so nütze, versetzte Socrates, als denen, die ihre Leiber wegen der Olympischen Spiele üben, oder bildet ihr euch etwan ein, das es weniger auf sich habe, unsere Lebens-Zeit durch wieder die Feinde unseres Vaterlandes zu streiten, (wie wir dann allemahl uns darzu fertig halten müssen, wenn es denen Atheniensern beliebet, uns solches zu befehlen) als um eines Gewinsts willen in

in denen öffentlichen Spielen zu fechten? Wie viel seynd ihrer wohl, die aus Mangel der Stärcke oder Geschickligkeit in der Schlacht bleiben, oder die ihr Leben zu retten, ihre Zuflucht zu unehrlichen Mitteln nehmen? Wie manche werden gefangen und bleiben die Zeit ihres Lebens in der Sclaverey, oder müssen sich durch ein so theures Löse-Geld loß kauffen, daß sie allezeit ein verdrießlich Leben deßwegen führen? Wie manche verlieren ihren guten Nahmen, indem man ihnen ihre Schwachheit als eine Leichtfertigkeit ausleget. Und ihr achtet doch allen diesen Verdruß, der die Ungeschicklichkeit des Leibes zu begleiten pfleget, für so geringe oder für nichts! Ich meines Orts wolte viel lieber alle Mühe, die bey denen Leibes-Ubungen zu seyn pfleget, ausstehen, und sie in Betrachtung der obigen Verdrießlichkeiten für süsse und angenehm halten. Aber vielleicht verachtet ihr durch eure Antwort den Nutzen, den man von der Leibes-Geschicklichkeit hat, der doch gewiß sehr groß ist. Denn diejenigen, so selbige besitzen, sind fein gesund, fein starck und kräftig; sie kommen mit Ehren aus dem Streit; Sie entziehen sich mit guter Manier allerhand Gefahr; sie kommen ihren Freunden in der Noth zu hülffe; sie thun ihrem Vaterlande grosse Dienste; Solcher gestalt aber sind sie überall willkommen; sie werden sehr berühmt, sie kommen zu grossen Ehren; sie leben viel vergnügter und angenehmer; und hinterlassen ihren Kindern gute Exempel. Derowegen wenn man gleich keine Profession von einem Soldaten macht; so muß man doch die Kriegs-Exercitia wegen seines Privat-Nutzens nicht unterwegens lassen

sen, sondern sich so sehr drauf legen, als es möglich ist. Es kan euch nirgends schaden, wenn euer Leib geschickt ist, und weil wir ohne den Leib nichts thun können, so ist es gewiß, daß wir in allen Dingen, die wir fürnehmen, besser fortkommen, wenn der Leib in einem guten Zustande ist. So gar auch im studiren, ob es gleich scheinet, daß der Leib daran den wenigsten Antheil habe. Denn wer weiß nicht, daß vielen Leuten aus Mangel der Gesundheit das studiren übel von statten gehe? Die Schwachheit des Gedächtnisses, die Melancholie, die Raserey, die Unlustigkeit des Gemüthes, sind Kranckheiten, die ordentlicher Weise von der übeln Disposition des Leibes ihren Ursprung nehmen; und nichts desto weniger bestreiten diese Kranckheiten öfters den Verstand mit solcher Heftigkeit, daß man auch das geringste von dem, das man zuvor gewust, sich nicht mehr besinnet; Aber derjenige, der sich wohl auf befindet, hat sich dergleichen nichts zu befahren; und es ist dannenhero keine Arbeit, die ein vernünftiger Mensch nicht gerne und willig gebrauchen solle, damit er von diesen Beschwerlichkeiten befreyet seyn möge. So ist es auch hiernächst schimpflich alt zu werden, ehe man genungsam geprüffet habe, was die Kräfte des Leibes vermögen, u. wie weit man die Geschickligkeit seines Leibes bringen köñe. Dieses aber kan man nicht lernen, wenn man sich zu allen untüchtig hält, weil die Geschickligkeit u. Stärcke ohne Ubung nicht von sich selber komen.

Das XXIII. Capitel.

Allerhand Sinnreiche Reden des Socrates.

Als sich einer erzürnet hatte, daß ihme der andere, den er gegrüsset, nicht gedancket; sagte Socrates zu ihm: Es ist wohl lächerlich. Denn wenn ihr einem krancken Menschen begegnet wäret, hättet ihr euch nicht erzürnet, und nun erzürnet ihr euch, daß ihr einem groben Kerl begegnet seyd.

Als ein anderer sich beklagte, er habe keinen Appetit zum Essen, versicherte ihn Socrates, daß der Artzt Acumenus eine gute Artzney davor wüste, nemlich, man solte eine gute Zeitlang fasten, so werde man alsdenn gewiß mit bessern Appetit, mit wenigern Unkosten, und mit geringern Schaden der Gesundheit essen können.

Ein anderer beklagte sich, daß das Wasser, davon er trancke, zu warm wäre. Dieses ist desto besser, sagte Socrates, denn solcher gestalt wird es recht für euch seyn, wenn ihr baden wollet. Es ist viel zu kalt, sich darinnen zu baden, sagte der andere.

Beschweren sich denn auch eure Knechte darüber, daß sie davon trincken und sich darinnen baden sollen?

Ach nein, aber ich kan mich nicht genung wundern, wie sie es ausdauren können, und so vergnügt darbey seyn.

Ist denn dieses Wasser, versetzte Socrates, heisser zu trincken, als das Wasser, dessen sich die Krancken in dem Tempel des Æsculapii bedienen?

Es hat sich wohl.

So sehet ihr dann, sagte Socrates, daß ihr viel

wun-

wunderlicher und eckeler seyd als eure Knechte und die krancken Leute.

Als ein Herr seinen Knecht übel geschlagen hatte, fragte ihn Socrates, warum er sich so sehr erzürnet habe?

Der Herr antwortete: Es ist ein versoffener Kerl, ein Faullentzer, der viel Geld haben, und doch nichts thun will.

Ich habe nichts darwieder einzuwenden, sagte Socrates, aber sagt mir doch, wer verdienet unter euch beyden mehr, daß er dieserwegen geschlagen werde, ihr, oder euer Knecht?

Ein anderer furchte sich aus Faulheit nach der Stadt Olympia zu reisen, zu dem sagte Socrates, was fürchtet ihr euch so für der Reise, indem ihr doch den gantzen Tag über in eurem Hause nichts thut, als von früh Morgens bis auf den Abend herum zu gehen, und also dürft ihr nur dencken, als wenn ihr nach Olympia spatzieren ginget, denn ihr werdet eben so wohl unterwegens eine gute Mittags- und Abend-Mahlzeit thun, und auf den Abend zu Bette gehen können, als wenn ihr zu Hause wäret, und wird euch dañenhero die gantze Reise von Athen nach Olympia nicht saurer ankommen, als wenn ihr in eurem Hause fünff oder sechs Tage spatzieren gangen wäret. Im übrigen werdet ihr besser thun, wenn ihr einen Tag zu frühe, als einen Tag zu späte euch auf die Reise machen werdet, denn es ist beschwerlich, lange Tage-Reisen zu thun. Und ist ein grosses Vergnügen, einen Tag zu seinen Verrichtungen übrig zu haben. Ja es ist besser zu seiner Abreise zu eilen, als wenn man die-

dieselbige aufgeschoben hat, sich auf dem Wege zu übereilen.

Ein anderer beschwerte sich, daß er von einer langen Reise, die er gethan hatte, sehr müde worden wäre. Socrates fragte ihn, ob er was getragen hätte? Er antwortete: Nichts, als wie ich gehe und stehe.

Hattet ihr denn keinen Diener bey euch, sagte Socrates.

Allerdings.

Ginge denn dieser auch ledig, oder truge er etwas, fragte Socrates weiter?

Ja, er trug alle meine Bagage.

Und wie hat sich denn dieser befunden, sprach Socrates?

Viel besser als ich.

Was würdet ihr wohl gethan haben, wenn ihr das, was euer Knecht getragen, hättet tragen sollen?

Ey ich hätte es unmöglich ausstehen können.

Schämet ihr euch nicht, schloß Socrates, daß ihr, der ihr ein tapfferer und geübter Mann seyn wollet, zu dem das Vaterland sich rechtschaffener Dienste versehen soll, nicht so viel ausdauren könnet, als euer Knecht.

Als Socrates angemercket hatte, daß, wenn gute Freunde zusamen kamen, und ein jeder sein Gerichte für sich selbst mitbrachten, etliche unter ihnen grosse Schüsseln voll, andere aber viel kleinere zusammen brachten, befahl er, man solte die kleineste und geringste Speise in die Mitte setzen, und daraus der gantzen Compagnie vorlegen, wodurch er zuwege brachte, daß die andern sich nicht leicht entbrechen konten, von de-

denen geringen Speisen zu nehmen, und darnach von den ihrigen gleicher gestalt vorzulegen. Daher geschahe es, daß jederman auf gleiche Weise gesättiget, und dadurch diejenigen, die sich mit ihren grossen vollen Schüsseln sehen lassen, oder delicater essen wolten, als andere, solche Verschwendung künftig einzustellen bewogen wurden, weil sie sahen, daß sie nichts mehr davon kriegten, als andere.

Als er einsmahls in einer Gesellschaft gewahr wurde, daß ein junger Mensch kein Brod zur Speise asse, nahm er Gelegenheit ihn zu bestrafen, durch folgende Frage:

Mein sagt mir doch, sprach er, was bedeutet das, daß man etliche Leute Fleisch-Fresser nennet, dieweil doch ein jedweder Fleisch zu essen pfleget, wenn er es hat?

Ich glaube, antwortete einer aus der Gesellschaft, daß es wegen einer andern Ursache geschehe.

Alleine, versetzte Socrates, wenn einer sein Fleisch ohne Brod ißt, was dünckt euch da, solte dieses wohl ein Fleisch-Fresser seyn? Mich dünckt, dieser Titel werde sich vor keinen besser, als für ihn schicken.

Alleine, fragte ein anderer, wie wollen wir denjenigen nennen, der viel Fleisch und wenig Brod isset?

Dieses ist auch ein Fleisch-Fresser, antwortete Socrates, und diese Leute müsten die Götter nicht um ihr täglich Brod, sondern um ihr täglich Fleisch bitten.

Der junge Mensch merckte, daß man auf ihn stichelte, und fing an ein wenig Brod zuzuessen.

Socrates, als er dieses sahe, sprach er zu denen, die nahe bey ihm sassen; Gebt Achtung auf euren Nach-

bar, ob er das Brod zum Fleische, oder das Fleisch zum Brode zuisset.

Gleichfalls sagte er, als er gewahr wurde, daß einer einen Bissen in viel Brühen zugleich eintunckte: Kan man wohl eine Brühe machen, die theurer sey und übler schmecke, als wenn man einen Bissen zugleich in viel Tuncken eintauchet? Denn weil man viel Brühen zusammen mischet, so kostet ohne Zweifel diese Tuncke mehr; Und weil man Dinge zusammen vermischet, die sich nicht zusammen schicken, so verderbet man ja damit alles. Und was hilft es einem, daß man sich nach guten Köchen umthut, wenn man das unter einander vermischet, was sie von einander gesondert haben. Zugeschweigen, daß wenn man einmahl sich angewehnet hat, von allerley zugleich zu essen, es einem nicht gefället, wenn man diese Veränderung nicht allezeit haben kan. Da hingegen derjenige, der gewohnet ist, aus einer Schüssel auf einmahl zu essen, sich gar leicht begnügen kan, wenn nur eine Schüssel auf dem Tische ist:

Im übrigen machte er auch diese Anmerckung darüber, daß was die Athenienser **essen** hiessen, bey andern Griechen sich **was zu gute thun**, genennet würde; Denn, sagte er, dieses Wort **gut**, zeiget uns an, daß man nur solche Speisen essen soll, die weder dem Leibe, noch dem Gemüthe schädlich sind, und die man auch überall um einen wohlfeilen Preiß antrift. Wannenhero er auch schlosse, daß diejenigen alleine, die mäßig lebeten, sich rechtschaffen was zu gute thäten.

Der

Der Merckwürdigen Dinge Des SOCRATES Viertes Buch.

Das I. Capitel.

Von verständigen Gemüthern/ und von der Nothwendigkeit der Unterweisung.

Solcher gestalt nun konte man allezeit etwas bey dem Socrates lernen, und man kan nicht läugnen, daß seine Gegenwart und Gespräche sehr nützlich waren, weil noch itzo, da Socrates nicht mehr lebet, seine Freunde die Erinnerungen, die er ihnen gegeben, sich sehr zu nutze machen können. Denn er mochte in Schertz oder in Ernst reden, so mischte er allezeit etliche merckwürdige Lehren für seine Zuhörer mit unter. Zuweilen sagte er, daß er in junge Leute verliebt wäre. Aber man sahe wohl, daß es nicht die Schönheit des Leibes, sondern die Tugend des Gemüths ware, die ihn charmirte.

Er hielte dafür, daß diejenigen Gemüther den vortrefflichsten Verstand hätten, welche bald begriffen, was man ihnen lehrete, das gelernete nicht vergäßen, und begierig wären, alles dasjenige zu wissen,

was da dienet, eine Familie oder eine Republique zu regieren, und sich selbsten in allerhand Ehren-Aemtern, und mit allerhand Personen wohl aufzuführen; Und wenn dergleichen Gemüther rechtschaffen unterwiesen wären, so wären sie nicht alleine glücklich, und regierten ihr Hauswesen klüglich, sondern sie wären auch fähig, andere Leute glücklich zu machen, und gantze Republiquen in blühenden Wohlstand zu setzen. Derowegen, wenn er bey solchen Leuten sich befand, denen er einen dergleichen guten Verstand zutrauete, und die doch denselben, durch gute Unterweisung nicht ausbessern liessen, so erwiese er ihnen, daß die Ingenia, welche das beste naturell hätten, einer guten Anführung am meisten benöthiget wären, und führete deßhalben ein Exempel eines muthigen Pferdes an, welches jemehr es Hertzhaftigkeit und Kräfte für andern hat, zwar auch destomehr Nutzen schaffet, wenn es von Jugend auf recht gebändiget und abgerichtet worden, aber auch im Gegentheil, wenn solches nicht geschehen, so unbändig wird, daß es gar zu nichts taugt. Nicht weniger wären auch die Hunde, die von guter Art, starck und begierig wären, vortrefflich in der Jagt zu gebrauchen, wenn man sie wohl abgerichtet hätte, anderer gestalt aber würden sie faul, wilde und ungehorsam. Und also sey es auch mit den Menschen beschaffen, daß die, welche am meisten von der Natur begabet wären, und so wohl am Willen als Macht dasjenige, welches sie sich unterfangen auszuüben, versehen wären; auch die tugendhaftesten würden, und die dem menschlichen

Ge-

Geschlecht mehr gutes thäten, als andere, wenn sie wohl aufferzogen würden. Aber auch wiederum, wenn man sie ohne Aufferziehung gehen liesse, die allerboßhaftigsten zu werden pflegten, und die sonst jederman Schaden zufügten. Denn indem sie nicht verstånden, was ihre Schuldigkeit wäre, so mischeten sie sich zum öftern in garstige Händel, und hätte man so dann wegen ihres gewaltsamen und allzuhitzigen Temperaments sehr viel Mühe, sie abzuhalten, und zu Veränderung ihres Vorhabens zu bringen, welches denn viel Unfug zu verursachen pflegte. Gleicher weise, wenn er Leute sahe, die sich so sehr auf ihr Vermögen verliessen, daß sie sich einbildeten, sie brauchten keine Unterweisung, und könten mit ihrem Gelde alles ausrichten, und sich überall geehrt machen, so pflegte er sie wegen dieses Irrthums zu straffen, und ihnen beyzubringen, daß es sehr närrisch gehandelt sey, wenn man sich einbilde, daß man das gute von dem bösen unterscheiden könne, wenn man es schon nicht gelernet hätte, oder wenn einer sich einbilde, er könne, ob er gleich solches nicht verstehe, dennoch wohl in der Welt nützliche Dinge verrichten, weil er alles dasjenige, was ihm in Kopf käme, einkauffen könte. Oder endlich wenn einer, indem er sähe, daß er ungeschickt wäre, etwas gutes zu thun, dennoch sich beredete, daß er ein gutes und vergnügtes Leben führe. So wäre es auch hiernächst eine grosse Thorheit, wenn man sich einbildete, daß man in der Welt ohne einzige meriten für einen wackern Mann passiren könne, wenn man nur viel Geld habe; oder daß man in

der Welt grosse Beförderung werde zu gewarten haben, wenn man gleich für keinen wackern Mann gehalten werde.

Das II. Capitel.

Gespräch des Socrates mit dem Euthydemus, und wie Socrates denenjenigen/ so sich einbildeten / gelehrt zu seyn/ beyzukommen pflegte.

NUn wollen wir auch erzehlen, wie er diejenigen zu rechte brachte, die sich einbildeten, gelehrt, klug und weise zu seyn. Er hatte gehöret, daß Euthydemus der berühmtesten Poeten und Sophisten ihre Schriften sich in grosser Menge angeschaft hatte, und deshalben sich dergestalt viel einbildete, daß er meinete schon geschickter zu seyn, als alle andere seines Alters, und wolte mit aller Gewalt ein grosser Mann in der Stadt werden. Unterdessen war er noch so jung, daß er wegen seiner Jugend sich noch nicht einmahl unter die Advocaten machen durfte, sondern wenn etwas bey denen öffentlichen Gerichtsstellen vorginge, sich ordentlich in der nähe in einem Riemer-Laden niedersetzte. Socrates als er dieses gemerckt hatte, gienge gleicher gestalt mit zwey oder drey seiner Freunde dahin, und als man von unterschiedenen Dingen zu reden anfieng, fragte einer: Ob Themistocles es durch die Unterweisung seiner Præceptorum, oder bloß durch sein gutes naturell dahin gebracht habe, daß man ihn in seinem Vaterlande so hoch hielte, und daß das gemeine Wesen allezeit

zeit die Augen auf ihn würffe, wenn es eines vortreff-lichen Mannes benöthiget wäre?

Socrates, der den Euthydemus beschämen wolte, antwortete: Man müste sehr einfältig seyn, wenn man sich bereden wolte, daß man die Wissenschaft das gemeine Wesen zu regiren, welche doch das müh-samste Stück menschlicher Klugheit wäre, von sich selbst lernen könne, da es doch unstreitig sey, daß man auch die gemeinen Handwercks-Künste, nicht ohne einen Meister lernen könne.

Mehr ginge dieses erste mahl nicht für. Ein ander-mahl aber, als Socrates gewahr wurde, daß Euthy-demus sich von seiner Gesellschaft entäussern wolte, u. sich hütete, daß man ihn ja nicht davor halten möchte, als wenn er den Socrates admirirte, grif er ihn et-was schärffer an, und sagte zu denen Anwesenden: Gewiß, ihr Herren, so viel als ich aus der Manier dieses jungen Menschen abnehmen kan, so ist es sehr wahrscheinlich, daß er dermahleins, wenn er wird in dem Alter seyn, in denen öffentlichen Versammlun-gen des Volckes zu erscheinen, und wenn ein schwerer Punct zu berathschlagen vorfallē wird, er nicht unter-lassen werde, seine Meinung darüber zu sagen, und sei-nem Vaterlande mit gutem Rath an die Hand zu ge-hen. Es komt mir vor, als wenn er schon drauf studire, wie er dermahleins eines von den artigsten Exordiis in öffentlichen Versammlungen zu reden, machen möge, weil er sich so gar sehr in acht nimmt, daß er ja von keinem Menschen nichts lerne. Derowegen wird er Zweifels ohne zu seiner Zeit auf solche Weise zu reden anfangen: Ich habe niemals, ihr Athenien-

ser, von jemand etwas gelernet, ich habe niemahln berühmte Redner besucht, oder mir die Mühe genommen, einen guten Anführer zu suchen, vielmehr habe ich nicht alleine einen grossen Abscheu gehabt, von jemand etwas zu lernen, sondern, es hätte mich nicht wenig verdriessen sollen, wenn man sich nur eingebildet hätte, daß ich von jemand was lernen wolte; Nichts desto weniger will ich nicht unterlassen, euch dasjenige zu sagen, was mir in den Mund kommen wird. Es solte nicht übel seyn, wenn sich einer, der andern Leuten seine Dienste in der Medicin anbieten wolte, eines gleichen Discurses bedienete: Meine Herren, ich habe niemahls die Medicin studiret, ich habe mich niemahln in dieser Wissenschaft unterweisen lassen; denn ich habe sie nie lernen, oder angesehen seyn wollen, daß ich sie verstünde. Nichts desto weniger bitte ich euch, nehmet mich doch zu euren Medicum an, denn ich will mich befleißigen, diese Kunst an euch und an eurer Haut zu erlernen.

Jederman fing über diesen artigen Eingang an zu lachen. Und Euthydemus fing auch an besser Achtung auf des Socrates Reden zu geben, als zuvor. Alleine er redete nichts darzu, und wolte durch sein Stillschweigen für weise angesehen seyn. Socrates aber, der ihn gerne zur Sprache gebracht hätte, redete weiter fort:

Ich verwundere mich, sprach er, daß diejenigen, die da wollen auf der Laute schlagen, oder reiten lernen, sich nicht befleißigen, solche Künste von sich selber zu begreiffen, und sich ohne jemandes Hülffe darinnen zu üben, sondern gehen hin zu einem Bereiter,

oder

oder zu einem Harffenisten, und thun alles dasjenige, was diese ihnen sagen, weil sie sich bereden, daß man anderer gestalt diese Künste nicht lernen könne, da hingegen diejenigen, die da dermahleins das gemeine Wesen regieren, und öffentliche Reden vor dem Volck thun wollen, sich einbilden, daß sie dazu auf einmahl und von sich selbst geschickt werden könten. Denn man muß gleichwohl gestehen, daß diese letztern Wissenschaften viel schwerer sind, als die ersten, weil sich dieser zwar fast alle Leute befleißigen, aber die allerwenigsten darinnen was taugliches ausrichten, welches eine gewisse Anzeige ist, daß diejenige, so sich auf die Politic und Rede-Kunst legen, mehr Fleiß und Mühe auf dieselbige, als auf andere Dinge anwenden müssen.

Das III. Capitel.

Fortsetzung des Gesprächs mit dem Euthydemus, und wie Socrates ihme recht deutlich gewiesen/daß er nichts gelernet habe von der Gerechtigkeit.

Solcher gestalt machte Socrates den Euthydemus begierig, seinen Reden zu zuhören, und bereitete ihn gleichsam zuvor, daß er sich mit ihm selbst in ein Gespräch einlassen möchte. Als er nun merckte, daß er fleißig auf seine Reden Achtung zu geben anfing, ging er einsmahls alleine in besagten Laden, und nachdem er sich bey diesem jungen Menschen niedergesetzet, sprach er zu ihm:

Ich habe vernommen, daß ihr sehr curieux seyd,

und euch viel gelehrte Bücher berühmter Leute angeschafft habt.

Ich kauffe ihrer noch täglich mehr ein, antwortete Euthydemus, und bemühe mich derer so viel zusammen zu schaffen, als es möglich ist. Ihr thut sehr löblich, sagte Socrates, daß ihr euch mehr befleißiget, Schätze der Weisheit, als Schätze von Gold und Silber einzusammlen, denn ihr zeiget dadurch an, daß ihr nicht glaubet, daß das Reichthum die Menschen besser mache, sondern daß man durch die Tugend, die man sich aus denen Schriften weiser Leute zu wege bringet, das wahre Reichthum erlange.

Euthydemus spitzte die Ohren, weil er sich einbildete, daß Socrates sein Thun und Lassen approbirete. Dieser aber, als er die innerliche Freude des Euthydemus verspührete, fuhre solcher gestalt fort:

Aber was wollet ihr mit allen diesen Büchern machen, und was denckt ihr daraus zu lernen?

Als nun Euthydemus eine gute Zeit stille schwiege, und sich besonne, was er antworten wolte, continuirte Socrates: Vielleicht wollet ihr ein Medicus werden? Denn es gibt sehr viel schöne Medicinische Bücher.

Nein, darzu habe ich keine Lust, antwortete Euthydemus.

S. So werdet ihr gewiß ein guter Baumeister werden wollen? Denn dieser muß auch gelehrt und weise seyn.

E. Auch dieses nicht.

S. Wollet ihr denn vielleicht ein guter Feldmesser werden?

E. Viel-

E. Vielweniger.

S. Oder ein guter Astrologus?

E. Was wolte ich mit der Astrologie machen?

S. So werdet ihr gewiß Lust zur Poesie haben? Oder euch doch zum wenigsten befleißigen, daß ihr in euren Discursen viel Verse aus denen Poeten mit untermischen könnet. Denn man hat mir gesagt, daß ihr alle Carmina des Homeri habt.

E. Bey leibe nicht. Denn dergleichen Leute sind gemeiniglich grosse Gecken.

S. So werdet ihr euch dann nothwendig der Wissenschaft befleißigen, wie ihr die Tugend besitzen, und so wohl dem gemeinen Wesen, als eurer Haushaltung dermahleins als ein guter Regente und geschickter Haus-Vater wohl vorstehen möget?

E. Ja, mein Socrates, diese Wissenschaft ist es, darnach ich groß Verlangen habe.

S. Ihr habt euch eine Wissenschaft ausersehen, die eine von denen vortrefflichsten ist, und welche eine Königliche Wissenschaft genennet wird, weil es wahrhaftig diejenige ist, nach der die Könige trachten sollen. Aber habt ihr wohl bedacht, daß ihr könnet was rechtschaffenes in dieser Kunst ausrichten, wenn ihr euch nicht für allen Dingen der Gerechtigkeit befleißiget?

E. Ich habe dieses schon längst bedacht, und bin versichert, daß man in dem gemeinen Wesen gantz nicht fortkommen könne, wenn man nicht ein ehrlicher und gerechter Mann ist.

S. Nun wohl dann, gehöret ihr aber auch selbst unter solche gerechte Leute?

E. Ich bilde mir solches ein, ja so ein gerechter Mensch zu seyn, als man einen leicht finden wird.

S. Mein sagt mir: Kan man wohl die gerechten Leute an ihrem Thun und Lassen erkennen, wie man die geschickten Handwercks-Leute an ihrer Arbeit erkennet?

E. Ich glaube es.

S. Glaubet ihr auch, daß, gleichwie ein guter Baumeister andern Menschen seine Kunst durch Vorzeigung seiner Gebäude weisen kan; also auch ein gerechter Mann die Thaten seiner Gerechtigkeit andern Leuten für Augen legen könne, um sich dadurch zu erkennen zu geben?

E. Warum nicht? denn es ist keine grosse Kunst zu weisen, welches die Wercke der Gerechtigkeit und der Ungerechtigkeit seyn, davon man so ofte reden höret.

S. Wohlan dann. Wir wollen hier zwey Zeichen machen; das eine soll die Gerechtigkeit, und das andere die Ungerechtigkeit bedeuten; und wollen hernach zu einer jedweden schreiben, was dahin gehöret.

E. Meinet halben.

S. Lügen die Menschen auch?

E. Mehr als nöthig ist.

S. Wohin wollen wir nun die Lügen rechnen?

E. Zur Ungerechtigkeit.

S. Betriegen sie auch einander oft?

E. Nicht weniger.

S. Wo wollen wir dieses hinsetzen?

E. Zur Ungerechtigkeit.

S. Und seinem Nechsten Leides thun?

E. Eben

E. Eben dahin.

S. Wo thun wir denn dieses hin, wenn man einen freyen Menschen für einen Sclaven verkauft?

E. Auch zur Ungerechtigkeit.

S. Wollen wir denn gar nichts von diesen Dingen unter die Gerechtigkeit setzen?

E. Es hat sich wohl. Es solte schön heraus kommen.

S. Was dünckt euch aber? wenn ein Kriegs-Oberster eine feindliche Stadt, die seinem Vaterlande viel Unrecht gethan, ausplündert, und die Einwohner zu Leibeigenen machet, begehet denn dieser auch eine unrechte That?

E. Keines weges.

S. Thut er denn recht daran?

E. Ohne Zweifel.

S. Wenn er aber die Feinde Zeit währenden Krieges betrieget?

E. Er thut auch recht.

S. Wie aber, wenn er den Feinden ihr Getreyde, ihr Vieh wegnimmt, und seine Soldaten Beute machen läst? Thut er denn da auch recht?

E. Warum nicht? Denn wenn ich zuvorher geantwortet habe, daß alle diese Thaten unrecht wären, so habe ich gedacht, ihr hättet davon geredet, wie man mit guten Freunden umgehen müsse.

S. So müssen wir dann alle diese Thaten unter die Gerechtigkeit setzen, die wir zuvor unter die Ungerechtigkeit gesetzet haben, und nur diesen Unterscheid darzwischen machen, daß es recht sey, wenn man mit seinen Feinden so umgehe, und unrecht, wenn man sich

dessen gegen seine Freunde bedienen wolte, weil man mit diesen frey und offenhertzig umgehen muß?

E. Ja, so dünckt mich.

S. Aber wie, wenn ein Hauptmann gewahr wird, daß seine Soldaten furchtsam werden, und sie beredet, sie würden bald succurs kriegen, damit sie durch diese List ein Hertz kriegen. Wo wollen wir dann diese Lügen hinsetzen?

E. Zu der Gerechtigkeit.

S. Und wenn ein Kind die Artzney nicht einnehmen wil, derer es doch zu seiner Gesundheit benöthiget ist, der Vater aber bringt es ihm heimlich in einer Suppe oder andern Speise bey, und macht es durch dieses Mittel gesund. Wohin gehöret denn dieser Betrug?

E. Auch zu der Gerechtigkeit.

S. Wenn aber ein guter Freund gewahr wird, daß ein anderer aus Verzweifelung sich umbringen wil, und versteckt ihme den Degen, oder reißt ihm denselben wohl gar mit Gewalt aus der Hand: was dünckt euch von dieser Gewalt?

E. Sie ist recht und billig.

S. Bedenckt euch wohl, was ihr redet. Denn es wird solcher gestalt folgen, daß man nicht allezeit mit seinen Freunden müsse frey und offenhertzig umgehen, wie ihr zuvor gesagt habt.

E. Gewißlich nicht. Und wenn mir es vergönnet ist, so wil ich meine vorige Meynung gar gerne ändern.

S. Es ist besser, daß ihr eure Meynung ändert, als daß ihr eine übele Meynung vertheidiget. Aber wir wol-

wollen noch einen Punct untersuchen, weil er es wohl verdienet. Es betrift die Betrügereyen, dadurch man seinen Freunden zu schaden sucht. Welches haltet ihr für schlimmer, wenn man seinen Freund mit Vorsatz, oder wieder seinen Willen betreugt?

E. In Wahrheit, ich weiß nicht mehr, was ich antworten, noch was ich glauben soll. Denn ihr habt dasjenige, was ich kurtz zuvor bejahet, so geschickt umgestossen, daß mir die Sachen jetzo gantz anders vorkommen, als vorhero. Nichts desto weniger dünckt mir, derjenige sey viel ungerechter, der seinen Freund mit Vorsatz betrieget.

S. Was dünckt euch, kan man auch wohl lernen, wie man gerecht und tugendhaft seyn soll, als wie man lesen und schreiben lernen kan?

E. Ich glaub es.

S. Welchen haltet ihr für den grösten Ignoranten, denjenigen, der mit Vorsatz übel lieset, oder der solches thut wieder seinen Willen?

E. Den letzten; denn der erste kan auch recht lesen, wenn er will.

S. So wird dann folgen, daß derjenige, der mit Vorsatz übel lieset, ein geschickter Leser seyn kan, der andere aber, der es ohne seinen Willen thut, muß ein Ignorante seyn?

E. Es ist nicht anders.

S. Gleicher weise, welcher verstehet wohl am besten, was zur Gerechtigkeit gehöret, derjenige, der mit Vorsatz betrieget, oder derjenige, der ohne seinen Vorsatz solches thut?

E. Es

E. Es ist offenbar, daß es derjenige sey, der mit Vorsatz betrieget.

S. Nun habt ihr aber gesagt, daß derjenige, der lesen kan, gelehrter sey, als derjenige, der nicht lesen kan?

E. Dem ist also.

S. So folgt denn auch, daß derjenige, der da besser verstehet, was zur Gerechtigkeit gehöret, gerechter sey, als der solches nicht weiß?

E. Mir dünckt es.

S. Gewiß, ihr ändert eure Meynung und euren Discurs sehr oft. Was wollet ihr wohl von einem Menschen halten, der nicht auf einer Rede bleibet, und wil doch für wahrhaft angesehen seyn; Oder der euch den Weg weisen wolte, und wiese euch bald gegen den Morgen, bald gegen Abend; Oder der sich für einen Rechenmeister ausgäbe, und rechnete bald zu viel, bald zu wenig, mein, was wollet ihr von einem solchen Menschen halten?

E. Ich würde sagen, daß er von denen Dingen nichts verstünde, davor er sich ausgäbe.

S. Habt ihr wohl manchmahl gehöret, daß man von etlichen Leuten gesagt, sie haben niedrige und knechtische Gemüther?

E. Ich habe es ofte hören sagen.

S. Nennet man sie aber also, weil sie gelehrt, oder ungelehrt seyn?

E. Es ist unstreitig, daß man sie wegen der Unwissenheit so nennet.

S. Wegen was für einer Unwissenheit, vielleicht weil sie das Schmiede-Handwerck nicht verstehen?

E. Kei-

E. Keines weges.

S. Oder weil sie in dem Maurer oder Schuster-Handwerck unerfahren seyn?

E. Vielweniger. Denn diese Handwercks-Leute sind zum öftern am meisten unter die niedrigen und knechtischen Gemüther zu rechnen.

S. So wird man denn diejenigen mit diesen Nahmen belegen, die nicht wissen, was gut, gerecht und erbar sey?

E. Ich glaube es.

S. So haben wir dannenhero wohl Ursache, uns mit aller Gewalt aus dieser Unwissenheit heraus zureissen, damit wir nicht so sclavische Gemüther kriegen.

E. Warhaftig mein lieber Socrates; Jetzo fange ich erst an zu sehen, daß ich nichts weiß. Ich habe mir bishero eingebildet, daß ich in der Weisheit ziemlich weit gekommen wäre, und alles dasjenige gelernet hätte, was ein ehrlicher Mann, der nach der Tugend strebet, wissen soll. Aber jetzo schmertzet es mich von Hertzen, wenn ich betrachte, daß mir alles mein studieren nichts hilft, daß ich euch nicht antworten kan, da ihr mich doch solche Dinge gefraget, die ich billich hätte wissen sollen, und gleichwohl weiß ich kein Mittel, wie ich mich in denen Dingen, die ich nicht verstehe, bessern solle.

Das IV. Capitel.

Fortsetzung des Gesprächs mit dem Euthydemus, von der Erkäntniß sein selbst. Von guten und bösen Dingen. Von Reichthum und Armuth.

Hier-

Hierauf fragte ihm Socrates, ob er niemahls zu Delphos gewesen, und nachdem ihm Euthydemus geantwortet, daß er zweymahl daselbst gewesen sey, fragte er weiter:

Habt ihr auch Achtung gegeben, daß im besagten Tempel dieser schöne Spruch angeschrieben gestanden: **Erkenne dich selbst.**

E. Ich habe ihn wohl gelesen,

S. Es ist nicht genung, daß ihr ihn gelesen habt, wenn ihr euch nicht auch diese Lehre zu Nutze gemacht habt. Habt ihr euch wohl niemahls die Mühe genommen, euch zu betrachten, wer ihr seyd?

E. Warhaftig nicht. Denn ich habe mir allezeit eingebildet, daß ich allbereit sehr wohl wüste, wer ich wäre. Und wenn ich mich selbst nicht kennete, so würde ich gar nichts verstehen.

S. Alleine bildet ihr euch ein, daß derjenige, der seinen Nahmen nur weiß, sich genungsam kenne, oder nur vielmehr derjenige, der sich selbst und seine Kräfte überleget, wie er beschaffen sey, und was er dem menschlichen Geschlecht für Dienste leisten könne. Habt ihr nicht angemercket, daß diejenigen, die Pferde kauffen wollen, sich nicht einbilden, daß sie dieselben gnugsam erkennen, wenn sie sie bloß angesehen, sondern sie versuchen dieselben allererst, oder lassen sie sich vorreiten, damit sie sehen, ob sie wohl gezäumet, oder hartmäulig, von starcken oder schwachen Gliedmassen, geschwinde oder langsam seyn, und daß sie zuvorhero alle die Tugenden, die ein gut Pferd haben soll, an ihnen prüffen.

E. Ihr

E. Ihr habt recht; Wer seine Kräfte nicht kennet, der kennet sich gewiß nicht.

S. Man muß auch dieses nicht vergessen, daß man nicht ehe sage, man kenne sich selbst, wenn man nicht verstehet, was diese Erkäntniß den Menschen für grossen Vortheil schaffe, und was für Gefahr darbey sey, wenn man sich hierinnen betrieget. Denn derjenige, der sich selbst erkennet, erkennet auch das, was ihm nütze ist. Er weiß, was er thun und lassen soll, und indem er sich dessen unternimmt, worzu er geschickt ist, so bringet er sein Leben vergnügt zu, und lebet glücklich. Und hingegentheil, indem er die Sachen, die er nicht verstehet, nicht vornimmt, so begehet er keine Fehler, und macht sich nicht unglücklich. Gleicher gestalt kan er auch wohl von andern Menschen urtheilen, ihnen mit Rath und That beystehen, sie für den Bösen warnen, und zu den Guten antreiben, auch nach Gelegenheit sich ihrer zu seinen Vortheil und zu Verhütung seines Schadens bedienen. Aber wer sich nicht kennet, und sich in der Meynung, die er von seinem Vermögen hat, betrieget, betrieget sich auch in der Erkäntniß anderer Leute, u. der in gemeinen Leben vorfallenden Geschäfte. Er weiß nicht, was er vonnöthen hat. Er verstehet das nicht, was er sich unterfänget, er braucht unzulängliche Mittel zu seinen Vorhaben, und damit macht er, daß er nicht alleine nicht glücklich, sondern auch sehr unglücklich wird. Hiernächst gelanget derjenige, der das wohl verstehet, was er vornimmt, gemeiniglich zu dem Zweck, den er sich vorgesetzet, und erwirbet zugleich Ruhm und Ehre damit. Ja es bedienen sich auch ande-

re seines gleichen seines Raths mit Lust, und diejenigen, die verdrüßliche Geschäfte über dem Halse haben, gebrauchen sich seiner Hülffe, und begeben sich unter seinen Schutz, indem sie ihr Vertrauen auf seine Geschicklichkeit setzen. Da hingegentheil der, der alle seine Sachen blindlings anfängt, sehr übel damit zu fahren, und nicht nur alles mit seinem Schaden zu verrichten pfleget, sondern noch über dieses von jederman verachtet, geschimpffet und ausgespottet wird. Betrachtet nur, wie es gantzen Republiquen zu gehen pfleget, wenn sie ihre Kräfte nicht wohl erwegen, und andern den Krieg ankündigen, die mächtiger sind, als sie selbst. Etliche werden gantz und gar ruiniret, andere verliehren ihre Freyheit, und sind gezwungen, von dem Uberwinder sich Gesetze fürschreiben zu lassen.

E. Versichert euch, ich verstehe sehr wohl, daß man die Erkäntniß sein selbst hochhalten müsse; aber sagt mir doch: Woran muß man anfangen, wenn man sich selbsten betrachten will?

S. Ihr wisset ohne Zweifel, welche Dinge gut oder böse seyn.

E. Freylich, wenn ich das nicht wüste, wäre ich nicht werth, daß ich ein Mensch wäre.

S. Ey mein, sagt mir doch ein wenig, was sind eure Gedancken hierüber?

E. Dieses wird keine grosse Mühe brauchen. Erstlich halte ich dafür, daß die Gesundheit was gutes, und die Kranckheit was böses sey, und daß alles dasjenige gut oder böse sey, was die Menschen gesund oder kranck machet, z. E. Speise, Tranck und die

Be-

Bewegung, die die Gesundheit befördern sind gut; und diejenigen, davon man kranck wird, sind böse.

S. So wird denn auch folgen, daß die Kranckheit und Gesundheit alle beyde gut seyn, wenn sie beyde etwas gutes zu wege bringen, und daß sie alle beyde böse seyn, wenn sie was böses verursachen.

E. Das verstehe ich nicht. Denn wie solte das zugehen, daß die Gesundheit ein übel, und die Kranckheit etwas gutes zuwege bringen soll?

S. Dieses kan gar leichte geschehen. z. E. wenn man Soldaten wirbt, die hernach in der Schlacht umkommen, oder, wenn sie zu Schiffe gedienet, ersauffen. Denn weil man nicht leicht einen krancken Kerl anzunehmen pfleget, sondern nur die Gesunden, so könt ihr gar bald begreiffen, daß die Gesundheit bey denen Geworbenen eine Ursache mit gewesen, daß sie getödtet worden, und die Kranckheit hingegen die andern beym Leben behalten.

E. Dem ist zwar also; aber ihr müst auch hingegen betrachten, daß die Gesunden anderwärtig bey tausend guten Gelegenheiten sich befinden, da es ihnen wohl gehet; da hingegen die Krancken wohl davon bleiben müssen.

S. So wird man denn sagen müssen, daß diese Dinge, die manchmahl nützlich und manchmahl schädlich seyn, an sich selbst weder gut noch böse sind?

E. Ich kan es nicht läugnen. Aber zum wenigsten wird doch die Gelahrheit etwas gutes seyn? Denn ist wohl etwas in der Welt, darinnen ein weiser Mann nicht tausendmahl mehr Vortheil haben solte, als ein ignorante?

P S. Ey

S. Ey habt ihr nicht gelesen, wie es dem armen Dædalus mit seiner Gelahrheit ergangen, und wie ihm der Minos eben deßwegen, daß er so viel schöne Sachen gewust, gezwungen, ihm zu dienen, und wie er also zu gleicher Zeit seines Vaterlandes und seiner Freyheit beraubet leben müssen? Ja wie ihm seine Wissenschaft nichts geholffen, als er vermittelst derselben nebst seinem Sohn Icarus davon fliegen wollen; massen er denn den Sohn drüber eingebüsset, und seine Freyheit doch nicht erhalten, indem ihn der Wind zu barbarischen Völckern geführet, die ihn gleichfalls zu ihren Sclaven gemacht. Habt ihr nicht weiter das Unglück des Palamedes gelesen, der von dem Ulysses wegen seiner Weißheit so sehr beneidet worden, und endlich unter denen, von diesem seinem Beneider ihme gelegten Fallstricken unterliegen müssen. Und wieviel meinet ihr wohl, die wegen ihrer Weißheit von dem König aus Persien sind mit Gewalt geraubet worden, und daselbst als Leibeigene kümmerlich leben?

E. Es ist wohl an dem. Aber zum wenigsten wird doch die Glückseeligkeit unstreitig ein Gut seyn?

S. Ja ja, wenn nur diese Glückseeligkeit aus unstreitig guten Dingen bestehet.

E. Was wäre denn dieses für eine Glückseeligkeit, wenn die Stücke, daraus sie bestände, nicht unstreitig gut wären.

S. Ich bin mit euch einig, wenn ihr nur unter die Stücke der Glückseeligkeit die Schönheit, Gewalt, Reichthum, Ehre und andere solche Possen nicht mit rechnet.

E. Ey

E. Ey nein, diese Dinge müssen wir mit rechnen, Denn wie könte man ohne dieselben glücklich seyn?

S. So müsset ihr auch solche Dinge unter die Glückseeligkeit rechnen, die den Menschen viel Unglücks über den Hals bringen. Wie viel Leute bringet ihre Schönheit in das äusserste verderben? Wie viel kommen um, wenn sie sich allzusehr auf ihre Macht verlassen? wie viel werden durch ihr Reichthum faul und verzärtelt, oder werden von denen, die ihrem Vermögen nachstellen, hinterlistiger Weise elendiglich betrogen? Ja endlich wie vielen hat ihr Ehransehen, und ihre Aemter, die sie in dem gemeinen Wesen verwaltet, den Hals gebrochen?

E. Warhaftig, wenn ich nicht recht geredet habe, da ich die Glückseeligkeit für was gutes gehalten, so weiß ich nicht mehr, was man von denen Göttern bitten soll.

S. Ich glaube es wohl. Denn ihr habt niemahlen recht daran gedacht, weil ihr geglaubet, ihr wüstet es schon allzuwohl. Aber last uns von was anders reden, weil ihr euch vorgenommen habt, einmahl dem gemeinen Wesen zu dienen, in welchem das Volck die Ober-Herrschaft hat, so werdet ihr doch wohl das Wesen eines solchen Staats betrachtet haben, und wissen was derselbige sey?

E. Ja freylich.

S. Glaubet ihr aber wohl, daß man das Wesen eines solchen Democratischen Staats wohl verstehen könne, wenn man nicht weiß, was das Volck sey?

E. Ich glaub es nicht.

S. Was verstehet ihr denn wohl durch das Volck?

E. Wen sonst, als die armen Bürger?

S. Wißt ihr aber denn auch, welche Bürger arm seyn?

E. Allerdings.

S. Und auch welche reich seyn?

E. Ohne Zweifel.

S. Ey so sagt mir doch, welches sind die reichen, und welches sind die Armen?

E. Ich halte die Armen sind diejenigen, die nicht einmahl ihr nothdürftiges Auskommen haben; und hingegentheil die mehr haben, als sie brauchen, diese sind reich.

S. Aber habt ihr wohl in acht genommen, daß viel Leute seyn, welche sehr wenig haben, und doch damit auskommen? Auch wohl noch was weniges beylegen; da hingegentheil andere, die noch so viel Güter haben, damit nicht auskommen?

E. Ihr erinnert mich gleich recht, denn ich weiß etliche Könige, die so arm worden, daß sie die Noth genöthiget, andern Leuten das ihrige zu nehmen.

S. So wird dann folgen, daß wir diese Könige unter die Armen rechnen, und die, so wenig im Vermögen haben, aber dasselbe wohl zu rathe zu halten wissen, unter die Zahl der Reichen?

E. Als ich wohl sehe. Denn ich getraue mir nicht mehr euch zu wiedersprechen, wegen meiner grossen Unwissenheit, und wird dannenhero wohl am besten seyn, daß ich künftig stille schweige; denn bey einer Haare werde ich gesteh en müssen, daß ich

gar

gar nichts weiß. Und indem er dieses sagte, ging er fort sehr bestürtzt, und voller Verachtung seiner selbst, indem er anfing zu erkeñen, daß er gar ein armseliger Mensch wäre. Er war aber nicht der erste unter denen, die Socrates auf diese Weise in ihrer eingebildeten Weisheit verwirrte, wiewohl die meisten nach diesem nicht mehr mit ihm umgingen, weil sie schon allzutief in der Thorheit stacken. Aber Euthydemus, weil er wohl sahe, daß er sich aus seiner Unwissenheit nicht besser würde heraus reissen können, als wenn er fleißig mit dem Socrates umginge, verließ ihn fast niemahlen, wenn ihn nicht was nothwendiges davon abhielte, und gewehnte sich an, ihm in seinem Thun und Lassen nachzufolgen. Als ihn nun Socrates in diesem Zustand befand, verwirrte er ihn nicht mehr mit dergleichen Fragen, sondern eröffnete ihm dasjenige, was ein Mensch wissen und thun muß, klar und deutlich.

Das V. Capitel.

Ein ander Gespräch des Socrates mit dem Euthydemus, von der Göttlichen Vorsehung.

IM übrigen so übereilete Socrates seine Zuhörer nicht, daß er sie zu zeitlich angetrieben hätte, dem gemeinen Wesen nach ihrem Vermögen und Geschicklichkeit Dienste zu thun, sondern er hielte dafür, daß man sie zuvor sattsam in guten Sitten unterweisen müste, weil ohne dieser Vorbereitung sie sonsten viel gottloser, und geschickter was böses zu thun, würden werden. Für allen Dingen aber bemühete er

sich, ihnen gute Meynungen von denen Göttern bey-zubringen. Und nachdem andere albereit beschrieben haben, was er dißfalls bey unterschiedenen Gelegenheiten geredet, als wil ich mich vergnügen, dasjenige zu erzehlen, was er dieser wegen zu dem Euthydemus gesagt, weil ich selbst darbey gewesen bin.

S. Habt ihr niemahl dran gedacht, mein Euthydemus, wie die Götter so besorgt gewesen seyn, denen Menschen alles dasjenige zu geben, was sie von nöthen haben?

E. Nein wahrhaftig.

S. Ihr sehet, daß wir des Lichts sehr benöthiget sind, und daß uns die Götter solches verliehen.

E. Es ist die Wahrheit, und wenn wir kein Licht hätten, würden wir nicht anders seyn als blind, und unsere Augen würden uns nichts nütze seyn.

S. Uber dieses, weil wir der Ruhe benöthiget sind, haben sie uns auch die Nacht zur Ruhe gegeben.

E. Dieses verdienet auch, daß wir ihnen dafür dancken.

S. Hiernächst, gleichwie die Sonne durch ihre Strahlen alles erleuchtet, und uns die Stunden des Tages und alles andere anzeiget, also ist die Nacht zwar dunckel und finster, aber sie haben uns bey dieser Zeit die Sternen aufgestecket, damit wir also die Stunden der Nacht ausrechnen, und was wir in derselben zu thun haben, verrichten können. Ja sie haben uns auch den Mond gegeben, dadurch nicht alleine die Stunden der Nacht, sondern auch die Zeiten des Monats zu unterscheiden.

E. Dieses ist alles sehr wundersam.

S. Wir

S. Wir müssen auch nicht vergessen, daß, weil wir Nahrung von nöthen haben, sie uns dieselbe aus der Erde herfür wachsen lassen. Daß die Jahres-Zeiten sehr geschicklich zu Vorbringung der Früchte eingetheilet sind, und daß sie uns dieselbe in so grosser Menge und in so unterschiedenen Arten gegeben haben, daß wir nicht alleine uns derselben zu unserer Nothdurfft, sondern auch zu unserer Lust bedienen können.

E. Diese Güte der Götter zeiget an, daß sie die Menschen sehr lieben müssen.

S. Was sagt ihr aber darzu, daß sie uns das Wasser gegeben, welches zu so vielen Dingen nöthig ist? Es macht die Erde fruchtbar, und bringet die Früchte derselben zu ihrer gehörigen Reiffe. Es dienet uns selbsten zu unserm Tranck und Nahrung, und wenn es mit denen Speisen vermischet wird, gibt es gute, gesunde und wohlschmeckende Suppen. So höchst nothwendig aber als es ist, so wenig Mangel haben wir durch die göttliche Vorsehung an demselben, indem arme und reiche sich dessen überall frey bedienen können, und solches vollauf haben. Was sagt ihr noch mehr, daß sie uns das Feuer gegeben, welches uns wieder die Kälte vertheidiget, das danckele erleuchtet, dessen Gebrauch bey allen Künsten und Handwercken unendlich ist, und das man bey denen schönsten und besten Erfindungen der Menschen nicht entbehren kan?

E. Wahrhaftig, die göttliche Güte ist in diesem Stücke überschwenglich.

S. Endlich was sagt ihr zu der Sonne, die, nachdem der Winter vergangen, wieder zu uns kömmt,

neue Früchte reif machet, die reifen trocknet und austreuget, und endlich, wenn sie uns immer näher und näher gekommen ist, sich wieder mählich zurücke ziehet, damit sie durch ihre allzugrosse Wärme mit ihrer Näherung uns keinen Schaden zufügen möge. Ferner wenn sie sich so weit von uns entfernet, daß wir sie wegen des allzugrossen Frostes länger nicht entbehren können, so gehet sie wieder am Himmel zurücke, und erquicket uns wieder mit ihrer Gegenwart. So ist auch dieses hierbey wundersam, daß weil wir die Abwechselung des Frostes und Kälte unmöglich würden ertragen können, wenn wir dieselben alsbald in einem starcken Grad empfinden solten; so gehet die Sonne bey ihrer Annäherung und Entfernung so langsam, daß wir zu diesen beyden Extremitäten gelangen, u. des Wechsels doch kaum gewahr werden.

E. Gewiß, wenn man dieses alles betrachtet, solte man wohl auf die Gedancken kommen, als wenn die Götter nichts anders thäten, als wie sie für den Menschen Sorge trügen. Dieses eintzige hält mich noch davon ab, daß die unvernünftigen Thiere dieser Gutthaten eben so wohl geniessen, als wir.

S. Wie? Zweifelt ihr denn, daß auch die unvernünftigen Thiere um keiner andern Ursache willen, als dem Menschen zu dienen, auf der Welt seyn? Welches Thier bedienet sich denn wie wir der Pferde, der Ochsen, der Schweine, der Ziegen, u. s. f.? Ja, ich werde nicht irren, wenn ich sage, daß der Mensch nicht so viel Bequemlichkeit und Vortheil aus der Erde, als von denen Thieren nehme. Denn die meisten Menschen leben nicht von denen Früchten

der Erden, sondern ernähren sich mit Milch, Butter, und Käse, und mit dem Fleisch der Thiere. Sie machen sie zahm, sie regieren sie, daß sie sie zu allerhand Arbeit, so wohl zu Kriegs- als Friedens-Zeiten, brauchen können.

E. Ich kan es nicht läugnen, denn es sind viel Bestien, die viel stärcker seynd als der Mensch, und sind doch dem Menschen so unterthan, daß er sie gebrauchen kan, wie er will.

S. Bewundert die Gütigkeit der Götter noch mehr, und betrachtet, daß, gleichwie in der Welt unzehlich schöne Sachen von unterschiedenem Wesen fürhanden seyn; also haben sie uns unterschiedene Sinne gegeben, damit wir die Unterschiedlichkeit dieser Sache begreiffen, und dieselbe empfinden können. Sie haben uns mit der Vernunft begabet, welche die Dinge, so ihr durch die Sinnlichkeiten vorgestellet werden, betrachtet, und im Gedächtniß behält, auch aus denenselben dasjenige, was uns nützlich ist, heraus suchet, und so vielerley Mittel erfindet, uns das gute anzuschaffen, und für dem bösen uns zu vertheidigen. Sie haben uns die Sprache verliehen, dadurch wir allerley gutes einander mittheilen können, so wohl durch Lehren, als durch Gesetz geben, und Regierung des gemeinen Wesens. Endlich, nachdem wir unvermögend seyn, das zukünftige zuvor zu sehen, oder zu wissen, ob unser Vorhaben wohl ablauffen werde; so biethen sie uns ihre Hülffe in denen Oraculn an, sie weissagen uns das zukünftige, wenn wir sie um Rath fragen, und lehren uns, wie wir unsere Sachen klug anstellen sollen.

E. Dieses sind alles grosse Wohlthaten. Mir dünckt aber doch, die Götter lieben euch in diesem Stück mehr, denn andere Menschen, weil sie euch auch ungefragt entdecken, was ihr thun oder lassen solt.

S. So sehet ihr dann, mein lieber Euthydemus, daß die Götter etwas selbständiges seyn, und grosse Sorge für den Menschen tragen. Aber wartet nicht drauf, bis sie euch erscheinen, und sich von euch sehen lassen; Betrachtet nur ihre Wercke, und betet sie an. Denn hierdurch offenbaren sie sich denen Menschen, und unter allen Göttern, die uns so viel Gutthaten erweisen, ist kein einiger, der solches in sichtbarlicher Gestalt thue. Auch der GOtt, der die gantze Welt ordnet und erhält, der Brunquell alles guten und schönen; Der dasjenige, was wir täglich brauchen, allezeit wieder verneuet, und uns solches geschwinder, als wir es gedencken mögen, verschafft; Der durch diese wundersame Verneuerung alles vergängliche gleichsam wieder unsterblich macht; Dem alles in dieser Welt gehorchet, und auf dessen Wort alles in einem Augenblick da stehet; der stellet sich zwar sichtbarlich genung durch diese Wunder dem Menschen dar, aber er bleibt doch für sich selbst allezeit unsichtbar, und unsere Augen mögen bis in seinen Thron, von dannen er alle diese Wunder thut, nicht schauen. Betrachtet ein wenig die Sonne, ob sie schon für der gantzen Welt Augen am Himmel stehet, so kan man sie doch nicht genau betrachten, und wenn sich jemand dessen unterfangen will, so wird sein Frevel durch eine plötzliche Verblen-

dung

dung alsobald bestraffet. Auch das, wessen sich die Götter bedienen, ist unsichtbar. Der Donner kommt von oben, er zuschmettert alles, was er antrift, und dennoch sieht man ihn nicht, wenn er herunter fällt, man siehet ihn nicht, wenn er Schaden thut, ja man weiß auch nicht, wo er hinkömmt. Die Winde sind unsichtbar, ob wir schon ihre Würckung klar genung sehen, und deutlich empfinden, wenn sie sich erheben, und wenn in dem Menschen etwas ist, das göttlicher Natur fähig ist, so ist es seine Seele. Diese leitet und führet ihn. Nichts desto weniger kan man sie nicht sehen. Lernet dannenhero aus diesen allen die unsichtbaren Dinge nicht verachten, erkennet ihre Macht aus ihrer Würckung, und ehret die Gottheit.

E. Ich werde sicherlich niemahlen den denen Göttern gehörigen Respect bey seite setzen. Dieses betrübet mich nur, daß wir Menschen unvermögend seyn, den Göttern nach Würden rechten Danck zu sagen.

S. Ihr dürft euch deshalben nicht bekümmern, wisset ihr nicht, was das Oracul zu Delphos denenjenigen gemeiniglich zur Antwort zu geben pfleget, die es fragen, was man doch thun müsse, wenn man denen Göttern ein angenehm Opffer bringen wolle; sie sollen sich nach der Weise ihres Landes richten. Nun ist aber diese Weise überall im Schwang, daß man denen Göttern ein jeder nach seinem Vermögen opffere, und ist folglich keine bessere und gottseligere Weise die Götter zu ehren, als, weil sie solche selbsten uns anbefohlen. Es ist zwar an dem, man

man muß nichts an dem sparen, was man denen Göttern zu Ehren anwendet: Denn sonsten würde es eine offenbahre Verachtung seyn. Wenn man aber gethan hat, was man gekont, so hat man sich nichts mehr zu befahren, sondern alles zu hoffen. Denn von weme soll man vernünftiger Weise mehr hoffen, als von denenjenigen, die uns das allermeiste gutes thun können, und durch was Mittel kan man solches leichter erlangen, als wenn man ihnen was angenehmes erweiset, und wie kan man ihnen was angenehmers erweisen, als wenn man ihren Willen thut. So lehrete Socrates, und thate es auch, und auf diese Weise brachte er seine Zuhörer zur Gottesfurcht.

Das VI. Capitel.

Von des Socrates Gerechtigkeit.

WAs die Gerechtigkeit betraf, so war des Socrates Meynung hiervon jederman offenbar, weil er dieselbe durch sein Thun und Lassen genungsam zu erkennen gab, so wohl öffentlich als in seinen privat Geschäften; massen er denn gleichsam Profession davon machte, einem jeden zu dienen, und der Obrigkeit und denen Gesetzen zu gehorchen, dergestalt, daß sein Gehorsam, so wohl im Kriege als in Frieden ihn über die andern Bürger erhub. Er liesse seine Meinung, die er auf dem Hertzen hatte, wohl blicken, als er Epistata war, indem er den Schluß des Volcks, der denen Gesetzen zuwider war, durchaus nicht gelten lassen wolte. Er stritte alleine für die Gerechtigkeit wieder die Gewalt des

Pöbels, und wiedersetzte sich einer Macht, die niemand als er aufzuhalten fähig war. Wenn ihm die Dreyßiger etwas unrechtes befohlen, so gehorchte er ihnen nicht; Wenn sie ihm verbothen mit der Jugend zu reden; gab er auf dieses Verbot nichts, und wenn sie ihm und andern aufferlegten, daß sie jemand, den sie tödten wolten, solten gefangen nehmen, war er alleine derjenige, der diesem ungerechten Befehl nicht gehorchte. Gleicher gestalt als er von dem Melitus angeklaget war/ und sonsten bey dergleichen Fällen gebräuchlich war, daß die angeklagten sich bemüheten, die Gewogenheit der Richter durch niederträchtige Schmeicheleyen zu gewinnen, wolte er sich doch dieser Künste, die denen Gesetzen zuwiederlauffen, im geringsten nicht bedienen, ob es ihm gleich leichte gewesen wäre, ein gut Urthel zu erlangen, wenn er sich nur ein klein wenig nach diesem Gebrauch hätte schicken wollen. Denn er wolte lieber durch eine genaue Beobachtung der Gesetze sterben, als sein Leben durch so ein verächtliches Mittel erhalten. Und dieses sagte er zu unterschiedenen seinen Freunden, als ihm dieselben das Gegenspiel riethen.

Das VII. Capitel.

Des Socrates Gespräch mit dem Hippias von der Gerechtigkeit und denen Gesetzen.

ICh entsinne mich noch eines Gespräches, welches er von der Gerechtigkeit oder von der Schuldigkeit tugendhafter Leute, mit dem Hippias hielte.

Die-

Dieser war eine geraume Zeit nicht zu Athen gewesen, und als er einsmahls hinkam, kam er gleich an einen Ort, wo Socrates mit etlichen Personen redete, und eben damahls sich folgender Worte bedienete: Daß wenn man wolte jemand ein Handwerck lernen lassen, so wären Meister genung da, bey denen man solches lernen könte. Ja wenn man auch wolte ein Pferd oder einen Hund abrichten lassen, so wäre kein Mangel an Leuten, die diese Mühe über sich nähmen; aber wenn man lernen wolte, wie man tugendhaft werden könte, oder wenn man dieses seinem Sohn oder seinem Knecht wolte lernen lassen, so wüste man nicht, zu wem man sich wenden solte.

Mein lieber Socrates, höhnete ihn Hippias aus, sagt ihr denen Leuten noch diese Dinge vor? Ihr habt ihnen ja solches alles schon vor 10. Jahren vorgesaget.

Und was noch schlimmer ist, antwortete Socrates ein wenig spitzig, so habe ich ihnen solches eben von dieser Materie vorgesaget. Aber ihr werdet vielleicht als ein weiser Mann von einem Dinge zweyerley oder dreyerley denen Leuten vorsagen.

Es ist wahr, sprach Hippias, ich bemühe mich allezeit was neues zu sagen.

S. Ist das möglich? Wie sprecht ihr denn, wenn man euch fragt, wie viel Buchstaben in meinen Nahmen seyn, und was es für Buchstaben seyn? Saget ihr denn denen Leuten auch hierinnen immer etwas neues für? Oder wenn man euch fragt: Wieviel zweymahl fünffe sey u. d. g.

H. Ey auf solche Fragen muß ich freylich eben so wohl, wie ihr thut, immer einerley antworten, alleine

was die Gerechtigkeit betrift, so getraue ich mir wohl etwas zu sagen, darwieder weder ihr, noch jemand anders das geringste werdet sprechen können.

S. Bey meiner Treue, dieses ist eine vortreffliche Erfindung. Ihr werdet damit machen, daß die Richter keine Uneinigkeit mehr unter einander haben werden, wenn sie ein Urthel machen sollen. Man wird wegen der Gerechtigkeit nicht mehr mit einander für Gerichte zancken, und weder innerliche noch äusserliche Kriege deshalben führen. Warhaftig ich werde euch nicht ehe von Halse gehen, bis ihr mir dieses schöne Geheimniß gelernet habt.

H. Und warhaftig ich werde euch nicht das geringste davon sagen, wenn ihr mir nicht zuvorher entdecket, was eure Meynung von der Gerechtigkeit sey; denn ich kenne euren löblichen Gebrauch schon. Ihr forschet gemeiniglich anderer Leute ihre Meynungen aus, und spottet hernach derselben, wenn ihr sie wiederleget. Aber ihr saget niemahln nicht, was eure Meynung sey, damit ihr dieselbe nicht vertheydigen dörft.

S. Warum beschuldigt ihr mich solcher Dinge, da ich doch unabläßig der Welt zeige, was für Sachen ich für recht halte?

H. Was sagt ihr? worinnen bestehet denn diese eure Meynung?

S. Wenn ich gleich dieselbe nicht mit Worten ausdrücke, so gebe ich sie doch genugsam mit meinen Thaten zu verstehen. Meynet ihr denn, daß man denen Thaten nicht mehr Glauben beymessen müsse, als denen Worten?

H. Viel-

H. Vielmehr. Denn die meisten, die von der Gerechtigkeit reden, sind in der That ungerecht. Dieses aber kan man von dem nicht sagen, der recht thut.

S. Seyd ihr denn gewahr worden, daß ich mich für einen falschen Zeugen habe gebrauchen lassen, daß ich jemand boshafter Weise angeklaget habe, daß ich Uneinigkeit unter Freunden angestiftet, daß ich im gemeinen Wesen Aufruhr angerichtet, oder daß ich sonst was unrechtes begangen habe?

H. Keines weges.

S. Nun wohl dann, glaubet ihr nicht, daß derjenige gerecht sey, der nichts unrechtes thut?

H. Man siehet wohl, ihr wollet euch auf diese weise los lügen, weil ihr mit der Sprache nicht heraus wollt, was die Gerechtigkeit sey? Ihr hättet mir sagen sollen, was gerechte Leute thun, so sagt ihr mir, was sie nicht thun.

S. Ich dachte, es wäre eine gnugsame Anzeigung der Gerechtigkeit, wenn man niemand nichts böses thäte. Weil ihr aber damit nicht zufrieden seyd, so betrachtet, ob dieses nach eurem Kopfe recht geredet sey, wenn ich sage, daß die Gerechtigkeit nichts anders sey, als die Beobachtung der Gesetze.

H. Was sagt ihr, soll derjenige gerecht seyn, der die Gesetze beobachtet?

S. Allerdings.

H. Ich verstehe eines so wenig, als das andere.

S. Verstehet ihr denn nicht, was die Gesetze seyn in einem gemeinen Wesen?

H. Dieses verstehe ich wohl.

S. Was sind sie denn?

H. Dasjenige, was die Bürgerschaft insgemein angeordnet hat, daß man sich in seinem Thun und Lassen darnach richten solle.

S. So wird dannenhero folgen, daß der nach diesen Ordnungen sein Leben einrichtet, die Gesetze beobachte; und der, so darwieder thut, ein Ubertreter der Gesetze sey?

H. Wie anders.

S. Es folget ferner, daß derjenige, so nach dieser Ordnung lebet, recht, und der sie nicht in acht nimt, unrecht thut?

H. Freylich.

S. Wer aber nun recht thut, der ist ja gerecht, und wer unrecht thut, ist ungerecht?

H. Ohne Zweifel.

S. So ist nun der, so die Gesetze in acht nimmt, gerecht, und der sie nicht in acht nimmt, ungerecht?

H. Aber wie kan es möglich seyn, daß die Gesetze was gutes seyn solten, oder daß es gut sey, wenn man ihnen gehorche? Weil diejenigen, die sie gemacht haben, sie zum öftern reformiren und wieder umstossen.

S. Es gemahnet mich eben mit eurem Einwurff, als wenn ihr denen Soldaten zur Zeit des Krieges es für übel halten woltet, daß sie gute Wache hielten, weil es doch einmahl wieder Friede werden würde: oder wenn ihr aus eben dieser Ursache willen diejenigen tadeln woltet, die ihr Leben im Kriege für ihr Vaterland wagen. Also ist es eben auch, wenn ihr die verachtet, die denen Gesetzen gehorchen, weil selbige je zumahlen pflegen abgeschaffet oder geändert

zu werden. Wisset ihr auch wohl, daß Lycurgus niemahlen würde die Stadt Sparta in ein solches Ansehen gebracht haben, wenn er seine Bürger nicht so eyfrig dahin gehalten hätte, daß sie denen Gesetzen so strenge gehorchen müssen. Alle kluge Oberkeiten thun desgleichen, weil das Volck, das Gesetze beob- achtet, zu Friedens-Zeiten glücklich, und im Kriege unüberwindlich ist. Uber dieses wisset ihr auch, daß die Einigkeit eines von den grösten Kleinoden eines Staats ist. Man streichet ihr Lob täglich dem ge- meinen Volck aus, und es ist eine allgemeine Ge- wohnheit durch gantz Griechenland, daß alle Bürger schweren müssen, daß sie mit einander gute Einigkeit halten wollen. Nun glaube ich nicht, daß man des- wegen diese Einigkeit von ihnen erfordere, daß sie ei- nerley Comödien besehen, einerley Spielleute ge- brauchen, einerley Poeten loben, oder endlich mit ei- nem Worte, sich auf einerley Weise belustigen; son- dern daß sie alle einmüthig denen Gesetzen gehorchen sollen, weil in diesem Gehorsam die Versicherung und Glückseligkeit des Staats beruhet. Die Ein- tracht ist das allernothwendigste Ding, weil ohne die- selbe weder das gemeine, noch das Haus-Wesen be- stehen kan. Was für Vortheil hat endlich nicht ein jedweder Mensch selbst davon, daß er denen Gesetzen gehorsam ist. Er ist auf diese Weise sicher vor aller Strafe, und hat sich der Belohnung zu getrösten. Es ist dieses das beste Mittel allezeit für Gerichte seine Sache zu gewinnen, und niemahlen ein schlimmes Urtheil zu kriegen. Zu wem wolte man wohl ein grös- ser Vertrauen haben, sein Vermögen, ja seine Söh-

ne

ne und Töchter aufzuheben zu geben, als zu einem ehrlichen Mann, der nichts wieder die Gesetze thut? Ein solcher Mann erweiset Vater, Mutter, seinen Anverwandten, Nachbarn, Freunden, Mit-Bürgern und Fremden seine Schuldigkeit auf das genaueste, und erwirbet sich dadurch einen solchen Ruhm, daß ihm auch die Feinde trauen, wenn man einen Stillstand oder Friede schliessen soll, und jederman sich gerne mit ihm verbinden will, auch die Bundsgenossen ihme gerne das Commando über ihre Völcker und Vestungen auftragen. Von wem hoffet man mehr Danck wegen einer Gutthat zu erlangen, als von einem so ehrlichen Mann? Und wem wird man folglich lieber einen Gefallen erweisen, weil man von ihm der Danckbarkeit so gewiß versichert ist. Wen wird man lieber zum Freunde haben wollen? Und wem wird man weniger zu Leide thun, weil jeder seine Freundschaft sucht, und die allerwenigsten ihn werden beleidigen wollen? Dieses, ô Hippias, sind die Vortheile, die man hat, wenn man die Gesetze beobachtet. Ich habe euch nun meine Meynung gesagt, daß die Beobachtung der Gesetze und die Gerechtigkeit eins sey, habt ihr nun eine andere Meynung, so bitte ich, sagt mir selbige.

H. Wahrhaftig, ich habe einerley Meynung mit euch.

S. Habt ihr nicht auch von Gesetzen hören reden, die nicht geschrieben sind?

H. Dieses sind die Gesetze, die bey allen Menschen beobachtet werden.

S. So wird dann vielleicht das menschliche Geschlecht dieselben gegeben haben?

H. Wie wolte dieses möglich seyn? das menschliche Geschlecht kan sich ja nicht versammlen. Und redet auch nicht einerley Sprache.

S. Was meynet ihr dann, wer uns diese Gesetze gegeben habe?

H. Die Götter. Denn es ist zuerst allen Menschen geboten, daß man die Götter ehren solle.

S. Ist es nicht auch überall geboten, daß man seinen Vater und Mutter ehren solle?

H. Allerdings.

S. Ingleichen daß Vater und Mutter sich mit ihren Kindern nicht vermischen sollen?

H. Nein. Dieses ist kein göttliches und allgemeines Gesetz, weil ich sehe, daß etliche Menschen solches nicht in acht nehmen.

S. Beobachten sie doch auch die andern nicht allezeit. Aber deßwegen werden sie doch wohl von den Göttern gestraft; Denn man kan niemahlen ohngestraft davon kommen, wenn man wieder die göttlichen Gesetze sündiget. Wieder die menschlichen gehet es eher an, wenn man entweder heimlich sündiget, oder sich der Strafe mit Gewalt entziehet.

H. Und was für Strafe haben denn die Eltern sich zu befahren, die sich mit denen Kindern vermischen?

S. Eine schwere Strafe. Denn was kan denen, die da Kinder zeugen wollen, üblers wiederfahren, als wenn ihre Kinder nichts taugen.

H Aber warum solten solche Kinder nichts taugen? Wenn die Eltern, so solche zeugen, tugendhaft

haft sind, warum solten die Kinder nicht auch so seyn?

S. Es ist nicht genung, daß Vater und Mutter tugendhaft seyn, sie müssen auch alle beyde von vollkommenen und kräftigen Alter seyn. Was dünckt euch nun, solte wohl der Saame allzujunger oder gar zu alter Leute so gut seyn, als wenn beydes, Mann und Weib, in ihrer besten Blüthe seyn?

H. Keines weges.

S. Welcher ist denn besser?

H. Ohne Zweifel, wenn die Menschen in ihrer besten Blüthe seyn.

S. So wird dann folgen, daß der Saame der Leute, die noch nicht in ihrer Blüthe seyn, oder die schon verblühet haben, nicht tauge?

H. Als es wohl scheinet.

S. Und solcher gestalt sollen auch Leute keine Kinder zeugen?

H. Wie mich bedünckt.

S. Derowegen können auch diejenigen, die sich so unordentlicher Weise verheyrathen, keine Kinder zeugen, die etwas taugen?

H. Ich muß es bekennen.

S. Endlich, was dünckt euch, ist dieses wohl auch ein allgemeines Gesetze, daß man denenjenigen, so uns gutes gethan, wiederum Gutthaten erweise?

H. Freylich; Aber man sündigt auch wieder dieses Gesetze zum öftern.

S. Alleine die darwieder sündigen, haben wenig Vortheil davon, denn ihre beste Freunde verlassen solche Leute, und sie sind genöthiget, denenjenigen, die

doch ihre Feinde seyn, nachzugehen, und ihnen gute Worte zu geben. Denn diese Leute sind zur Freundschaft am allertüchtigsten, die eine Freude darüber haben, wenn sie andern Leuten gutes thun sollen. Wenn aber derjenige, so ihrer Gutthaten genossen, undanckbar ist, so ladet er durch diese Undanckbarkeit sich ihren Haß über den Hals. Und weil dannenhero ein jeder grossen Vortheil davon hat, wenn er solche Leute zu Freunden behält, so wird auch ihre Freundschaft mit grosser Begierde von jederman gesucht.

H. Man kan leicht spüren, daß die Götter alle diese Dinge angeordnet haben, wenn man nur betrachtet, daß alle diese Gesetze ihre Strafe mit sich führen, die Ubertreter derselben ohne menschliche Gewalt zu bestrafen. Denn hieraus siehet man, daß der Gesetzgeber mehr als ein Mensch seyn müsse.

S. Nur noch ein Wort. Befehlen denn die Götter dasjenige, was recht ist, oder was unrecht ist?

H. Zweifels ohne, was recht ist. Ja es kan kein Mensch so gerechte Gesetze geben, als die Götter.

S. So wird dann wiederum folgen, daß man in Ansehen der Götter nicht gerechter seyn könne, als wenn man die Gesetze beobachte.

Solcher gestalt lehrete Socrates von der Gerechtigkeit, und weil sein Thun und Lassen mit seinen Reden überein kam, so erweckte er in dem Gemüthe derer, die mit ihm umgingen, täglich eine grössere Liebe zur Gerechtigkeit.

Das VIII. Capitel.

Discurs des Socrates mit dem Euthydemus, von der Mäßigkeit und Wollust.

Ich wil aber auch nun erwehnen, wie es Socrates machte, daß er seine Zuhörer in Ubung der Tugend immer mehr und mehr aufmunterte: Denn indem er der Meynung war, daß die Mäßigkeit und die Enthaltung von denen Wollüsten denenjenigen, die grosse Dinge vornehmen wolten, einen grossen Vortheil brächten, so zeigete er ihnen erstlich durch sein eigen Exempel, daß niemand anzutreffen wäre, der mäßiger sey, als er, hernach vermahnete er sie, daß sie vor allen Dingen sich dieser Tugend befleißigen solten, und wie er alle Augenblicke auf Mittel trachtete, zur Tugend zu gelangen, so unterredete er sich stetswährend davon. Ich wil nun ietzo einen Discurs erzehlen, den er dieser wegen mit dem Euthydemus gehalten.

S. Was dünckt euch Euthydemus, ist die Freyheit wohl ein Gut, das man sehr hoch schätzen soll?

E. Allerdings, die Freyheit ist ein unschätzbar Gut.

S. Wenn nun ein Mensch in denen sinnlichen Wollüsten ersoffen ist, und deshalben unvermögend ist, etwas gutes zu thun, meynet ihr wohl, daß ein solcher Mensch die Freyheit besitze?

E. Keines weges.

S. So werdet ihr dann denjenigen vor einen freyen Menschen halten, der allezeit gutes thun kan, und wer hieran verhindert ist, ist der nicht der Freyheit beraubet?

E. Ich halte es dafür.

S. Und also werden alle wollüstige Leute sich nicht für frey ausgeben können?

E. Wahrhaftig nicht.

S. Was meynet ihr, hindert das wollüstige Leben nur alleine daran, daß man nicht gutes thun kan, oder zwingt es auch die Menschen übels zu thun?

E. Wie mir dünckt.

S. Was haltet ihr von denen Herren, die ihre Leibeigenen verhindern was gutes zu thun, und zu bösen Thaten mit Zwang antreiben?

E. Es sind Zweifels ohne sehr schlimme Herren.

S. Und welches haltet ihr vor die schlimste Knechtschaft?

E. Wenn man schlimmen Herren dienen muß.

S. So sind dannenhero die Wollüstigen in einer sehr elenden Sclaverey?

E. Wer wolte daran zweiffeln?

S. Beraubet nicht auch die Wollust die Menschen der Weißheit, welches das gröste Gut ist, und stürtzt sie in die Thorheit? Hindert sie sie nicht, indem sie dieselben in denen Lüsten gleichsam ersäuft, daß sie ihr Gemüthe nicht auf was nützliches wenden können, und bemeistert sie sich nicht des menschlichen Verstandes dergestalt, daß wenn derselbe gleich zum öftern den guten Weg siehet, er dennoch elendiglicher Weise gezwungen wird, dem schlimmen zu folgen?

E. Es ist die lautere Warheit.

S. So wird man auch keine Keuschheit oder Bescheidenheit bey einem Wollüstigen suchen dörffen,

weil

weil die Thaten der Mäßigkeit denen Thaten der Wollust gantz entgegen gesetzet sind.

E. Dem ist also.

S. Glaubt ihr wohl, daß der Unmäßigkeit etwas mehr zuwieder seyn könne, als wenn man sich dasjenige zu thun befleißt, was die gesunde Vernunft erfodert?

E. Nein gantz nicht.

S. So kan demnach dem Menschen nichts schlimmers wiederfahren, als wenn sein Verstand so verschlimmert ist, daß er an statt vernünftiger schädliche Dinge erwehlet, dieselbe als was gutes annimmt, und jene als was schlimmes von sich stößt, und die Menschen antreibt ein recht viehisches Leben zu führen?

E. Man könte nichts schlimmers erdencken.

S. Aber die Mäßigkeit die wird ohne Zweifel wiedrige Würckungen haben?

E. Ohne Zweifel.

S. Und vielleicht wird die Sache, die gute Würckungen herfür bringt, auch gut seyn?

E. Dieses ist unlaugbar.

S. Aber habt ihr auch wohl darauf gedacht, daß die Wollust, die von nichts als Vergnügen redet, keinem Menschen ein recht Vergnügen zu schmäcken giebet, und daß die Mäßigkeit alleine dem Menschen eine wahre Wollust und ein empfindliches Vergnügen verschaft?

E. Wie solte dieses zugehen?

S. Denn dieses ist die ordentliche Weise der Unmäßigkeit, daß sie nicht wartet, bis der Mensch hung-

rig oder durstig ist, oder bis ihn die Natur antreibet sich fleischlich zu vermischen, oder bis er schläfrig wird, da doch in diesen Stücken die Empfindligkeit der Lust bestehet, welche man in Essen und Trincken, in denen Umarmungen und in dem Schlaf natürlicher Weise empfindet. Dieses ist die Ursache, daß ein unmäßiger in diesem nothwendigen und zum Theil täglichen Thun des Menschen die allerwenigste Lust schmäcket; Aber die Mäßigkeit, die uns angewöhnet, so lange zu warten, bis wir dieser Sinnligkeiten benöthiget sind, die verschaffet auch alleine, daß wir in denenselben die gröste Lust empfinden.

E. Ich kan nichts darwieder sagen.

S. So haben wir es auch der Mäßigkeit zu dancken, daß wir unsern Verstand und unsere Gesundheit vollkommener machen, und geschickt werden, unser Haußwesen wohl zu regieren, unsern Freunden und unserm Vaterlande zu dienen, und unsere Feinde zu überwinden; welches nicht alleine sehr nützlich ist, sondern auch uns nicht wenig vergnüget. Und auch an diesem Vergnügen haben die Wollüstigen keinen Antheil. Denn was wolten die armen Leute für einen Geschmack von der Tugend haben, die gantz und gar in der Gegenwärtigkeit der empfindlichen Sinnligkeiten ersoffen sind.

E. Es scheinet, als wenn ihr davor hieltet, daß ein wollüstiger Mensch gar zu keiner Tugend geschickt sey?

S. Mein sagt mir doch, ist wohl ein Unterscheid zwischen einer unvernünftigen Bestie und einem wollüsti-

lüstigen Menschen. Denn beyde verlangen nichts tugendhaftes, sondern nur dasjenige, was die äussern Sinne kützelt. Die mäßigen Menschen sind alleine geschickt, zu erforschen, welches gute oder böse Dinge seyn, und hernach, wenn sie dieselben durch die Erfahrung und durch die Vernunft von einander gesondert; die guten zu erwehlen, und die schlimmen von sich zu stossen; Und also sind sie zugleich die glücklichsten, tugendhaftesten und geschicktesten Leute.

Dieses war bey nahe die conferenz des Socrates mit dem Euthydemus. Im übrigen sagte er, daß man die Zusammenkünfte vernünftiger Leute Conferenzen zu nennen pflegte, weil man in denenselben die Ursachen eines jedweden gegen einander zu halten pflegte, damit man das beste heraus wehlen könte. Und er gabe den Rath, daß man öfters solche Conferenzen halten solte, weil man dadurch sehr geschickt würde zu raisoniren, und durch diese Ubung lernete, wie man dermahleins dem gemeinen Wesen seine Dienste nützlich leisten solte.

Das XI. Capitel.

Ein ander Gespräch des Socrates mit dem Euthydemus, daß die Gottesfurcht/ Gerechtigkeit/ Weißheit und Tapferkeit Wissenschaften seyn.

Last uns dannenhero ein wenig besehen, wie Socrates seine Leute zu raisoniren angewöhnete. Er hielte dafür, daß diejenigen, die da vollkömmlich das Wesen der Dinge begreiffen, sehr wohl davon reden

den könten, da hingegen derjenige, der solches nicht wisse, sich leichte betröge, und andere mit sich in den Irrthum führete. Deshalben raisonirte er stetswehrend mit seinen Freunden, und wurde in dieser Ubung niemahls müde. Es wäre aber zu weitläuftig zu erzehlen, wie Socrates seine Meynung von dem Wesen aller Dinge zu verstehen gegeben habe. Dannenhero will ich nur etwas davon erzehlen, damit man sehen könne, wie er zu raisoniren gewohnet gewesen. Von der Gottesfurcht war dieses seine Meynung.

S. Saget mir Euthydemus, was ist die Gottesfurcht?

E. Es ist eine sehr vortreffliche Sache.

S. Was ist denn ein Gottesfürchtiger Mensch?

E. Es ist ein Mensch, der die Götter verehret.

S. Darf man denn die Götter nach seiner eigenen Phantasie verehren?

E. Keines weges, man muß die Gesetze in acht nehmen, die uns fürschreiben, wie man den Gottesdienst verrichten solle.

S. Wer nun diese Gesetze in acht nimmt, weiß dann derselbige, wie man die Götter verehren solle?

E. Ich glaube es.

S. Und wenn er nun weiß, wie man sie verehren soll, so wird er sie doch nicht anders verehren sollen, als er es weiß.

E. Dieses ist ausgemacht.

S. Und wer die Gesetze weiß, die von dem Gottesdienst handeln, der wird auch denen Göttern nach diesen Gesetzen dienen?

E. Ohne Zweifel.

S. Wer

S. Wer aber denen Göttern nach denen Gesetzen dienet, dessen Gottesdienst wird ohne Zweifel recht seyn.

E. Ohne Zweifel.

S. Und wer die Götter rechtmäßig ehret, ist derselbe nicht Gottesfürchtig?

E. Allerdings.

S. So haben wir dann nun die Beschreibung eines Gottesfürchtigen Menschen gefunden, daß es derjenige sey, der da weiß, wie man die Götter verehren soll.

E. Ich habe nichts darwieder zu sagen.

S. Dörffen aber die Menschen mit sich selbsten nach ihren Gutdüncken und Gefallen umgehen?

E. Keines weges, denn sie müssen gewisse Gesetze unter sich selbst in acht nehmen.

S. Die nun nach diesen Gesetzen leben, leben sie recht oder unrecht?

E. Sie leben recht.

S. Und wer mit andern Menschen recht lebet, verstehet er auch wohl, wie er mit den Leuten umgehen soll?

E. Wie mich dünckt.

S. Kan man aber wohl nach denen Gesetzen leben, wenn man nicht verstehet, was die Gesetze haben wollen?

E. Man kan solches nicht thun.

S. Und wenn ein Mensche weiß, wie er leben soll, meinet ihr wohl, daß er nicht auch glauben werde, daß er solches thun müsse?

E. Er wird es freylich auch glauben.

S. Könnet ihr wohl jemand nennen, der anders thäte, als er glaubet, daß er thun solle?

E. Ich kenne keinen.

S. So werden demnach diejenigen, die die Gesetze verstehen, welche die Menschen unter einander beobachten sollen, auch thun, was dieselben befehlen?

E. Ich glaube es.

S. Und die, die nun thun, was die Gesetze befehlen, werden thun was recht ist?

E. Sehr wohl.

S. Sind aber dieses nicht gerechte Leute, die da thun, was recht ist?

E. Wer wolte sonst gerecht seyn?

S. So werden wir denn wohl sagen dürffen, daß die Gerechten diejenigen sind, die die Gesetze verstehen, welche die Menschen unter einander beobachten sollē?

E. Ich bin hiermit zu frieden.

S. Was werden wir aber von der Weißheit sagen? Nennet man die Menschen deshalben weise, daß sie etwas wissen, oder daß sie es nicht wissen?

E. Ohne Zweifel, weil sie etwas wissen. Denn wie wolte ein Mensche weise seyn in denen Dingen, die er nicht verstünde?

S. So sind denn die Menschen wegen ihrer Wissenschaft weise?

E. Wie anders?

S. Und also ist die Weißheit nichts anders, als das, was uns weise macht.

E. Ja freylich.

S. Derowegen wird die Weißheit auch nichts anders seyn, als eine Wissenschaft?

E. Wie

E. Wie mich bedünckt.

S. Was meynet ihr aber wohl, kan ein Mensch auch alles wissen?

E. Nicht einmahl den hundersten Theil.

S. So ist es denn unmöglich, einen Menschen zu finden, der in allen Stücken weise sey?

E. Allerdings.

S. Und solcher gestalt wird nur ein jeder weise seyn in demjenigen Stücke, was er verstehet?

E. Ich glaube es.

S. Können wir aber nicht auch durch eben diese Vergleichung hinter die Natur des guten kommen?

E. Ich verstehe euch noch nicht.

S. Was dünckt euch, ist wohl eine Sache allen Dingen nützlich?

E. Keines weges.

S. So werdet ihr demnach dafür halten, daß ein Ding zu etwas nützlich und zu etwas anders schädlich sey?

E. Wie ich es verstehe.

S. Ist nun das gute und nützliche nicht einerley?

E. Ja warhaftig.

S. So wird demnach das nützliche demjenigen, deme es nützlich ist, gut seyn?

E. Es ist wahr.

S. Ist es nicht eben auch also mit dem geschickten? denn könnet ihr wohl sagen, daß ein Cörper oder ein Gefäß sich für alles schicke?

E. Keines weges.

S. So wird es demnach nur geschickt seyn zu denen Dingen, darzu man es brauchen kan?

E. Al=

E. Allerdings.

S. Wenn aber nun etwas sich zu einer Sache schickt, hat es denn auch eben das Geschicke in Ansehen einer andern, zu der man es nicht brauchen kan?

E. Nein.

S So wird demnach alles dasjenige geschickt seyn, was man gebrauchen kan, und zwar in Ansehung derselben Sache, zu der man es gebrauchen kan?

E. Ich habe nichts darwieder zu sagen.

S. Was haltet ihr aber von der Tapferkeit, ist dieses nicht auch eine sehr geschickte und vortreffliche Sache?

E. Freylich.

S. Aber meynet ihr, daß man sie nur bey geringen Gelegenheiten brauchen könne?

E. Ey nein, sondern vielmehr bey denen grösten und gefährlichsten.

S. Schickt sich aber derjenige wohl zu grossen und gefährlichen Gelegenhtiten, der nicht verstehet, was Gefahr ist?

E. Mich bedünckt es nicht.

S. So werden demnach diejenigen nicht tapffer seyn, die sich nicht fürchten, wenn sie nicht wissen, daß eine Gefahr furhanden ist.

E. Nein: Denn sonst würde man viel Narren und furchtsame Kerl unter die Zahl der tapffern rechnen müssen.

S. Was haltet ihr aber von denen, die sich fürchten, da nichts zu fürchten ist?

E. Die sind noch weniger tapffer als die ersten.

S. So werden dann diejenigen tapffer seyn, die bey ge-

gefährlichen Gelegenheiten ihre Hertzhaftigkeit erweisen, und die solches nicht thun, die werdet ihr furchtsam heissen?

E. Sehr wohl.

S. Meynet ihr aber, daß andere Leute bey ereigneter Gefahr tapfer seyn, als diejenigen, die da verstehen, wie man sich in diesen Händeln gubernirren muß?

E. Ich glaube es nicht.

S. Wer sich nun bey der Gefahr übel aufführet, der wird ohne Zweifel unter diejenigen zu rechnen seyn, die nicht wissen, wie sie sich aufführen sollen?

E. Ich glaube es.

S. So führet sich demnach ein jedweder auf, wie er glaubt, daß er sich aufführen soll?

E. Ohne Zweifel.

S. Wird dann nun wohl einer, der sich übel aufführet, verstehen können, wie er sich aufführen soll?

E. Keines weges.

S. So sind demnach diejenigen, die da wissen, wie man sich wohl aufführen solle, auch einerley mit denen, die sich wohl aufführen?

E. Ich weiß keinen Unterscheid.

S. So wollen wir demnach beschliessen, daß diejenigen, die da wohl wissen, wie man sich bey gefährlichen Dingen verhalten solle, tapfer, und die, so solches nicht wissen, verzagte Kerl seyn.

E. Dieses ist meine Meynung auch.

Das X. Capitel.
Von den unterschiedenen Arten des Regiments.

SOcrates sagte, daß zwar so wohl eine Königliche als Tyrannische Regierung eine Monarchie wären, aber, daß dieses der Unterscheid wäre, daß unter dem Königlichen Regiment die Unterthanen mit guten Willen gehorchten, und daß man daselbst alles nach der Vorschrift der gemeinen Gesetze thäte; da hingegen unter einem Tyrannischen Regiment das Vock gezwungen gehorchte, und alle Gesetze der Willkühr eines Tyrannischen Oberhaupts unterworffen wären. Gleiche Meynung hätte er von denen andern Arten des Regiments, daß, wenn man die Aemter eines gemeinen Wesens tugendhaften Bürgern gäbe, so nennete man solches eine Aristocratie. Gäbe man sie aber denen Reichesten, so hiesse man solches eine Plutocratie, und wenn man das gantze Volck ohne Unterscheid zum Regiment liesse, so hiesse es eine Democratie.

Das XI. Capitel.

Wie Socrates seine Meinungen zu behaupten pflegte.

WEnn jemand Sacratis Meynung bestritte, und doch keine gute Ursache vorbrachte, so war er gewohnet, es mochte seyn in was vor Materie es wolte, den Discours von dem Grund und dem Wesen des Dinges, davon man redete, anzufangen, um recht hinter die Warheit zu kommen. Zum Exempel: Wenn Socrates viel gutes von jemand gesagt hatte, und ein anderer kam, und wolte den dritten rühmen, daß er noch weiser, tapfferer, oder Politischer wäre als des Socrates sein Mann, so verfuhr er auf solche Weise.

So

So meinet ihr dann, daß derjenige, von dem ihr redet, ein frömmerer Bürger sey, als der meinige?

Ja ich meyne es.

Wohlan dann, last uns betrachten, was das Amt eines frommen Bürgers sey?

Meinet halben.

Wenn einer die gemeine Casse bereichert, wird derselbe nicht andere in denen Cammer-Bedienungen übertreffen?

Allerdings.

Und in Kriegs-Diensten derjenige, der die Feinde überwindet?

Freylich.

Und in Gesandschaften der, der geschickt ist, die Feinde des gemeinen Wesens mit guter Manier zu Freunden zu machen?

Sehr wohl.

Und endlich, wenn man an das gemeine Volck öffentliche Reden halten soll, der geschickt ist, den Aufruhr zu stillen, und die Einträchtigkeit des gemeinen Wesens zu erhalten?

Ebenfalls.

Wenn nun auf diese Weise die Grund-Regeln, daraus der Discours formiret werden muste, feste gesetzet waren, so machte er hernach die Application auf die Materie, davon man redete, dergestalt, daß die Warheit auch denen, die ihm widersprachen, in die Augen schiene. Wenn er aber für sich etwas lehren wolte, finge er allezeit von den allerbekantesten und leichtesten Dingen zu reden an, und behauptete, daß darinnen die Stärcke der Vernunft-

 Schlüsse

Schlüsse bestünde, und ich muß bekennen, daß ich noch niemand gesehen, der mit so leichter Art habe die Leute gezwungen, dasjenige zu bekennen, was er beweisen wolte, und er sagte, das Homerus deßhalben den Ulysses einen sichern Redner genennet habe, weil er geschickt gewesen, seine Discurse durch allgemeine und überall bekante Sätze zu behaupten.

Das XII. Capitel.

Von der Art und Weise zu studiren nach der Meynung Socratis.

Ich hoffe man werde aus allen diesen, was ich bißhero erwehnet, gnugsam ersehen können, mit was für Freyheit und Aufrichtigkeit Socrates mit seinen Zuhörern umgegangen, und ihnen seine Meynung entdecket. Ich muß nunmehro auch etwas sagen, wie sorgfältig er für ihre Beförderung gewesen, und wie sehr er sich bemühet, daß sie ja nicht des geringsten Dinges unwissend bleiben solten, was ihnen nützlich seyn könte, damit sie nicht anderer Leute Gnade leben dörften; und wenn er etwas, das ihnen nöthig war, selbsten nicht gründlich wuste, so führete er sie zu Leuten, die solches verstunden. Ja er wiese sie auch an, wie weit sie in einer jeden Disciplin gehen solten. Als z. e. Was die Geometrie betrift, so sagte er, daß man davon so viel wissen müste, als man von nöthen habe, einen Acker, oder ein Hauß abzumessen. Und dieses wäre so leichte, daß, wenn ein Mensch nur ein wenig seine Gedancken drauf wenden wolte, er gar leichte die gantze Feldmeß-Kunst, so ferne sie einen Nutzen hat, erlernen könte.

Daß

Daß man aber sich in denen übrigen subtilitäten und Schwürigkeiten in der Geometrie vertieffen solte, darzu wolte er nicht rathen, ob er gleich dieselbigen wohl verstunde. Denn er sagte, er sähe nicht, worzu diese Grillen nütze wären, als daß sie dem Menschen das Leben sauer machten, und ihn von andern nützlichen Dingen abhielten. Gleicher gestalt gab er den Rath, daß man die Astrologie lernen solte, damit man wissen könte, welche Stunde es bey Nacht sey, in welcher Jahres Zeit, und in welchen Tagen des Monats man lebe, damit man sich dieses auf dem Schiffen zu Wasser, oder zu Lande, bey der Nacht-Wach, oder wenn man sonst was zu gewissen Zeiten des Jahrs oder des Monats, oder bey Nacht zu verrichten hätte, könte zu nutze machen. Und dieses könte man leichte begreiffen, wenn man mit denen Schiff-Leuten, oder mit denen, so bey Nachte jagen, fleißig umgienge. Aber deßwegen solte man die Astronomie ja nicht lernen, daß man die Planeten recht verstehen, und wie weit sie von der Erden entfernet wären, und wie sie sonsten ihren Lauf am Himmel hätten, ausrechnen könte. Denn dieses hätte alles keinen Nutzen, und die Menschen würden gleichfals dadurch von vielen nöthigen Dingen abgehalten. Mit einem Worte, er wolte nicht haben, daß man allzu genau nachforschen solte, nach was für einer Richtschnur die Götter dieses Welt-Gebäude geordnet, weil es ein Geheimniß wäre, daß der Verstand des Menschen nicht begreiffen könte; Und weil man denen Göttern keinen Dienst thäte, wenn man dasjenige erforschen

wolte, daß sie wolten geheim halten. Ja er meynete, daß grosse Gefahr dabey wäre, wenn man sich mit seinem Verstand in so hohen Betrachtungen verirrete, wie Anaxagoras gethan, welcher, weil er sich eingebildet, daß er den Welt-Bau noch so wohl inne hätte, darüber gar zum Narren worden, indeme er vorgab, daß die Sonne und das Feuer die Augen nicht verblendete, da doch das Gesicht den Glantz der Sonnen-Strahlen gantz nicht vertragen kan; Er bedachte nicht, daß die Sonne die Haut schwärtzete, das Feuer aber nicht. Ja er bedachte endlich nicht, daß die Wärme der Sonne der Erde höchst-nöthig wäre, Bäume und Früchte hervor zu bringen; da hingegen die Wärme des Feuers alles verderbet und verbrennet. Und indem er ferner lehrete, daß die Sonne ein feuriger oder glüender Stein wäre, so bedachte er nicht, daß ein Stein in dem Feuer nicht gläntze, noch ohne seine Zermalmung darinnen lange Zeit dauren könne; Da hingegen die Sonne allezeit dauret, und eine unerschöpfliche Quelle des Lichts ist.

Socrates erinnerte auch, daß man zwar die Rechen-Kunst lernen solte, aber daß man auch darinnen die unnöthigen Subtilitäten solte beyseite setzen, indem er dieses in allen seinen Lehren und Gesprächen zum Grunde setzte, daß man nichts mehr lernen solte, als was einem nützlich wäre.

Hiernächst vermahnete er seine Freunde, daß sie sich um ihre Gesundheit wohl bekümmern, und des-

deswegen gelehrte Leute um Rath fragen solten, auch darbey ein jeder für sich beobachten, welche Speise und Tranck, und was für eine Bewegung ihm nützlich sey, und wie man sich selbiger bedienen solte, seine Gesundheit zu erhalten. Denn wenn ein Mensch auf diese Weise sich selbsten ausstudiret hätte, würde er keinen bessern Medicum als sich selbst haben können. Wolte aber einer mehr als menschlichen Wissenschaften sich ergeben, so riethe er ihm zu der Wahrsager-Kunst, denn wenn man das verstünde, was die Götter denen Menschen verkündigten, so würde er niemahls ermangeln, unter diesen Dingen auch etwas für sich anzutreffen, wenn er desselben benöthiget wäre.

Das XIII. Capitel.

Beschluß des gantzen Wercks.

Etliche Umstände, des Socrates Tod betreffende.

IM übrigen aber, wenn sich jemand einbilden wolte, Socrates habe gelogen, wenn er fürgegeben, daß er einen Geist habe, der ihm in seinem Thun und Lassen riethe, weil er von denen Richtern zum Tode verdammet worden, der wolle doch erst bedencken, daß, wenn er gleich damahlen nicht gestorben wäre, er doch in einem Alter

gewesen, daß er nicht lange mehr hätte leben können: daß er dadurch der allerverdrießlichsten Lebens-Zeit entgangen, wo insgemein die Menschen anfangen ihren Verstand zu verlieren, und daß er an dessen statt der gantzen Welt seine Großmüthigkeit gezeiget, und sich eine unsterbliche Ehre erworben, indem er sich gegen seine Richter mit so einer wundersamen Aufrichtigkeit, Kühnheit und Gerechtigkeit vertheidiget, und sein End-Urtheil mit einer unvergleichlichen Gedult und Hertzhaftigkeit aufgenommen. Denn es muß jederman bekennen, daß man niemahln von jemand habe reden hören, der den Tod mit grösserer Beständigkeit habe ausgestanden, als Socrates. Er lebete noch 30. Tage nach seinem Urtel, weil die Delischen Feste in diesem Monat einfielen, und die Gesetze verbothen, daß man so lange, bis das Schiff, das man nach Delos geschicket, nicht wieder nach Athen kommen wäre, keinen Menschen dorfte tödten lassen. Binnen dieser Zeit haben seine Freunde, die ihn täglich besuchten, nicht die geringste Veränderung an ihm befunden; massen er allezeit seine gewöhnliche Gemüths-Ruhe und das angenehme Wesen behalten, weshalben er zuvor von jederman bewundert wurde. Wie könte man dannenhero auf eine beständigere Art sterben, und was könte man sich für einen bessern Tod wünschen, weil diese Todes-Art die allerglückseligste, und denen Göttern die angenehmste ist.

Hermo-

Hermogenes hat mir erzehlet, daß, als er ihn kurtz hernach, nachdeme ihn Melitus angeklaget, angetroffen, er in acht genommen habe, daß er von allerley Dingen, ausser von seiner eigenen Sache geredet. Dieses habe ihn bewogen zu ihm zu sagen, er möchte doch bedacht seyn, was er auf die Anklage antworten wolte. Aber Socrates habe geantwortet: Meynet ihr wohl, daß ich die gantze Zeit meines Lebens etwas anders gethan habe, als darauf zu dencken? Als ihn nun Hermogenes gefragt: wie er dieses verstünde? habe Socrates gesagt: Daß er die Zeit seines Lebens nichts gethan hätte, als daß er betrachtet, was recht oder unrecht sey: Daß er allezeit der Gerechtigkeit nachgefolget, und sich von der Ungerechtigkeit entfernet habe: Und daß er dafür halte, daß man auf keine bessere Weise sich vertheidigen könte. Hermogenes erinnerte weiter: Wisset ihr nicht, daß die Richter ofters unschuldige Personen zum Tode verdammet haben, bloß, weil ihre Antwort sie verdrossen, und daß sie hingegentheil viel schuldige loß gesprochen? Aber Socrates antwortete: Ich weiß es wohl, mein lieber Hermogenes, aber ich versichere euch, daß, als ich mich beflissen auf etwas zu meditiren, was ich für denen Richtern zu meiner Entschuldigung fürbringen könte, ich von dem Geist, der mir zu rathen pfleget, darvon sey abgehalten worden. Und als sich Hermogenes hierüber wunderte, fuhr Socrates fort: Verwun-

dert ihr euch, daß es GOtt für besser hält, daß ich sterben, als daß ich noch länger leben soll? Denn ihr wisset ja wohl, daß ich am allerbesten und am angenehmsten, als jemand auf dieser Welt gelebet? Denn wenn ich mich nicht betriege, so heist dieses wohl gelebet, wenn man sich bemühet, tugendhaft zu leben, und dieses heist angenehm gelebet, wenn man gewahr wird, daß man in der Tugend zugenommen habe; und dieses beydes habe ich bishero bey mir empfunden, indem ich mich auf das aufrichtige Zeugniß meines guten Gewissens gegründet, und mich in meiner Meynung gestärcket, wenn ich mit andern Menschen umgegangen, und mich gegen dieselben gehalten habe. Meine Freunde haben diese Meynung auch von mir gehabt, nicht aus dieser Ursache, weil sie mich lieben, (denn auf diese Weise denckt ein jedweder Freund von seinem Freunde grosse Dinge) sondern, weil sie dafür halten, daß sie in meiner Gesellschaft sich täglich gebessert. Wenn ich noch länger leben müste, so würde ich auch vielleicht die Beschwerlichkeiten des Alters kosten müssen. Vielleicht würde mein Verstand abnehmen, daß es mir saurer werden würde etwas zu begreiffen, oder etwas zu behalten; und vielleicht würde ich unvermögend werden, dasjenige zu verrichten, was ich zuvorhero gutes gethan. Und wenn ich zu allem Unglück diese Beschwerlichkeiten in meinem Alter nicht einmahl fühlen würde, so würde mir das Leben selbst eine Last

seyn.

seyn. Würde ich sie aber emfinden, so würde ich mich höchlich darüber betrüben. Anietzo aber, wenn ich unschuldig sterbe, ist die Schande derer jenigen, die mich zu diesem Tode bringen, weil alles Unrecht mit Schande vergesellschaftet ist. Denn was kan mir dieses für Schande bringen, daß andere meine Unschuld nicht erkandt, und mir recht geschaffet haben. Die Erfahrung bezeuget es genugsam, daß diejenigen, die andern unrecht thun, und die unrecht leiden, ein jedes Theil bey denen Nachkommen die ihm gehörige Schande und Lob erwirbet. Und also, wenn ich gleich jetzo sterbe, so bin ich doch versichert, daß die Nachkommen mir mehr Ehre werden bezeigen, als denen, die mich verdammen werden. Denn man wird allezeit von mir sagen, daß ich niemahls jemand was unrechtes gethan, noch einen bösen Rath mitgetheilet, sondern mich meine gantze Lebens-Zeit bemühet, die, so mit mir umgangen, zum guten zu führen. Auf diese Weise redete Socrates mit dem Hermogenes, und andern, die um ihn waren. Und es ist gewiß, daß alle tugendhafte Personen, die ihn gekandt, ihn noch täglich bedauren, wenn sie an den Nutzen gedencken, den sie von seiner Gesellschafft gehabt. Was mich betrifft, indem ich ihn so beschaffen gefunden, als ich ihn bishero beschrieben, nemlich so gottsfürchtig, daß er nichts ohne der Götter Rath thate; so gerecht, daß er niemahl jemand beleidiget, sondern vielen sehr grosse

Dienste gethan; So mäßig, daß er allezeit die Tugend der Belustigung vorgezogen; So verständig, daß er niemahln im Unterschied des guten und bösen verfehlet, und daß er niemahln hierinnen andere Leute zu Rathe ziehen dörffen; Uber dieses sehr geschickt zu discuriren, und allerley Fragen zu beantworten; Sehr scharffsinnig, die Menschen auszuforschen, und sie von dem Wege der Laster auf die Tugend-Bahne zu führen; Wenn ich, sage ich, alle diese Vollkommenheiten des Socrates betrachtet, habe ich ihn allezeit für den tugendhaftesten und glücklichsten Menschen gehalten, und wenn mir ja allen falls jemand hierinnen nicht recht geben wolte, den bitte ich nur, er wolle den Socrates gegen andere Menschen halten, und hernach sein Urtheil fällen.

E N D E.

SUMMARIA der Capitel.

Erstes Buch.

Das I. Capitel. Wiederlegung der vornehmsten Beschuldigungen des Socrates, p. 1.

Das II. Capitel. Von der ordentlichen Lehr-Art des Socrates, p. 5.

Das III. Cap. Von des Socrates Sorge für seinen Leib, seiner Kleidung und seiner Geld-Liebe, p. 10.

Das IV. Cap. Daß Socrates die Jugend nicht angewiesen, die Gesetze zu verachten, p. 11.

Das V. Cap. Critias und Alcibiades sind des Socrates Freunde, p. 13.

Das VI. Cap. Ob derjenige, so einmahl tugendhaft ist, allemahl so bleiben müsse? p. 15.

Das VII. Cap. Auf was weise Critias und Alcibiades verführet worden, und daß man den Socrates deshalben nicht beschuldigen könne, p. 17.

Das VIII. Cap. Socrates bestraft die Unflätigkeit des Critias und seine Tyranney, weshalben ihme dieser allen Verdruß anzuthun beflissen ist, p. 19.

Das IX. Cap. Des Socrates Gespräch mit dem Critias und Charicles, als man ihm verbothen, daß er mit jungen Leuten nicht discuriren solte, p. 21.

Das X. Cap. Gespräch des Alcibiades mit dem Pericles von denen Gesetzen, p. 24.

Das XI. Cap. Daß Socrates die Jugend nicht unterwiesen ihre Eltern zu verachten, p. 27.

Das XII. Cap. Daß Socrates nicht gelehret, daß man seine Freunde verachten solte, p. 28.

Das XIII. Cap. Von etlichen Redens-Arten der Poeten, derer sich Socrates bedienet, und die dem ersten Ansehen nach gefährliche Reden in sich zu halten scheinen, Vorhaben des Xenophons in diesem gantzen Werck, p. 30.

Das XIV. Cap. Des Socrates Meynungen von dem Gottesdienst, und seine Gottesfurcht, p. 35.

Das XV. Cap. Des Socrates Mäßigkeit in Essen und Trincken, p. 37.

Das

Das XVI. Cap. Des Socrates Meynung von der Liebe. Sein Gespräch mit dem Xenophon wegen eines Kusses, p. 38.
Das XVII. Cap. Disputation des Socrates wieder einen Atheisten, p. 41.
Das XVIII. Cap. Des Socrates Discours von der Mäßigkeit. Elender Zustand eines Säuffers und Trunckenboldes, p. 49.
Das XIX. Cap. Socrates vertheidiget seine Lebens-Art wieder den Antiphon, p. 52.
Das XX. Cap. Antiphon tadelt den Socrates, daß er kein Geld nimmt. Vergleichung der Gelahrheit und Schönheit. Die Sophisten sind wie die öffentlichen Huren, p. 55.
Das XXI. Cap. Ob es besser sey, öffentliche Ehren-Aemter zu verwalten, oder die Jugend zu unterweisen? p. 57.
Das XXII. Cap. Discours des Socrates von eitler Ehre. p. 58.

Anderes Buch.

Das I. Cap. Von der Unterweisung eines Fürsten. Von der Wollust und Unmäßigkeit, p. 60.
Das II. Cap. Socrates beweiset das, was er im vorigen Capitel geredet, durch den Beyfall anderer Leute. Fabel von dem Hercules, der Tugend und der Wollust. p. 69.
Das III. Cap. Gespräch des Socrates mit seinem ältesten Sohne von der schuldigen Danckbarkeit, mit der ein Kind seinen Eltern verpflichtet ist. p. 77.
Das IV. Cap. Socrates Gespräch mit dem Chærecrates von Brüderlicher Freundschaft, p. 83.
Das V. Cap. Ein anderer Discours des Socrates von nachläßigen Freunden, p. 90
Das VI. Cap. Ein ander Gespräch mit dem Antisthenes von dem Werth und Nutzen der Freunde, p. 93.
Das VII. Cap. Gespräch mit dem Critobulus von der Wahl und Prüfung der Freunde, p. 94.
Das VIII. Cap. Gespräch des Socrates mit dem Aristarchus, daß man sich ehrlicher Arbeit nicht schämen dürffe, p. 109
Das IX. Cap. Gespräch des Socrates mit dem Eutherus von der Wahl der Arbeit, p. 115.
Das X. Cap. Gespräch des Socrates mit dem Criton, wie man

sich die zänckischen Advocaten soll vom Halse schaffen, p. 118.
Das XI. Cap. Socrates vermahnet den Diodorus, seinem Freunde in der Noth beyzuspringen, p. 121.

Drittes Buch.

Das I. Cap. Von dem Amte eines tapfern Generals, p. 123
Das II. Cap. Ein anderer Discours von eben dieser Materie, p. 128.
Das III. Cap. Ein ander Gespräche des Socrates mit einem General zu Pferde von voriger Materie, p. 129.
Das IV. Cap. Socrates tröstet den Nicomachides, als ihm andere waren vorgezogen, und zu Obersten gemacht worden, p. 134.
Das V. Cap. Gespräch des Socrates mit dem jungen Pericles, von dem damahligen Züstand der Atheniensischen Republic, p. 139.
Das VI. Cap. Welcher gestalt Socrates dem Glaucon, der mit aller Gewalt das Regiment führen wolte, solches wiederrathen habe, p. 150.
Das VII. Cap. Socrates vermahnet den Charmides, daß er sich dem gemeinen Wesen nicht gantz entziehen solle, p. 158.
Das VIII. Cap. Gespräch des Socrates, mit dem Aristippus, was gut und schöne heisse, p. 161.
Das IX. Cap. Diejenigen Häuser sind schöne, die bequem seyn. p. 165.
Das X. Cap. An was für Oertern man die Tempel aufbauen solle, p. 166.
Das XI. Cap. Daß die Ubung und der Fleiß die Natur vollkommen mache, ibid.
Das XII. Cap. Von der Weißheit, Klugheit, &c. und daß alle Tugenden zu der Weißheit gehören, p. 167.
Das XIII. Cap. Von der Narrheit und Unweisheit, p. 168
Das XIV. Cap. Vom Neide, p. 169.
Das XV. Cap. Vom Müßiggang, p. 170.
Das XVI. Cap. Von der Kunst zu regieren, ibid.
Das XVII. Cap. Von dem Unterscheid des Fleisses und des Glückes, p. 172.

Das

Das XVIII. Cap. Von der Mahler-Kunst, p. 173
Das XIX. Cap. Von der Bildhauer-Kunst. p. 176
Das XX. Cap. Was beqvem ist, ist auch theuer, 177
Das XXI. Cap. Gespräch des Socrates mit der Theodota von der Kunst, die Leute verliebt zu machen, p. 180
Das XXII. Cap. Von der vernünftigen Sorge, wegen der Geschicklichkeit des Leibes, p. 189
Das XXIII. Cap. Allerhand sinnreiche Reden des Socrates, p. 191.

Vierdtes Buch.

Das I. Cap. Von verständigen Gemüthern, und von der Nothwendigkeit der Unterweisung, p. 197.
Das II. Cap. Gespräch des Socrates mit dem Euthydemus, und wie Socrates denenjenigen, so sich einbildeten, gelehrt zu seyn, beyzukommen pflegte, p. 200.
Das III. Cap. Fortsetzung des Gesprächs mit dem Euthydemus, von der Gerechtigkeit &c. p. 203.
Das IV. Cap. Fortsetzung des Gespräches mit dem Euthydemus, von der Erkäntniß sein selbst, &c. p. 211.
Das V. Cap. Ein ander Gespräch des Socrates mit dem Euthydemus von der Göttlichen Vorsehung, p. 219
Das VI. Cap. Von des Socrates Gerechtigkeit, p. 226
Das VII. Cap. Des Socrates Gespräch mit dem Hippias von der Gerechtigkeit und denen Gesetzen, p. 227.
Das VIII. Cap. Discours des Socrates mit dem Euthydemus von der Mäßigkeit und Wollust, p. 237.
Das IX. Cap. Ein ander Gespräch des Socrates mit dem Euthydemus, daß die Gottesfurcht, Gerechtigkeit, Weißheit und Tapfferkeit Wissenschaften seyn, p. 241
Das X. Cap. Von den unterschiedenen Arten des Regiments, p. 247.
Das XI. Cap. Wie Socrates seine Meinungen zu behaupten pflegte. p. 248.
Das XII. Cap. Von der Art und Weise zu studiren nach der Meynung Socratis, p. 250
Das XIII. Cap. Beschluß des gantzen Wercks. Etliche Umstände des Socrates Tod betreffende p. 253.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Xenophon,

Der Kern wahrer und nützlicher Welt-Weißheit

Halle 1720

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Philos.155
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11108983-0
VD18 11078022-003